Gs
4399

Fr. C. W. O. P.

Zehn

Briefe

aus

Oesterreich

an den

Verfasser der Briefe

aus Berlin.

Zweyte Auflage.

[V. : Leop. Alois Hoffmann]

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Amicus Plato, sed magis amica veritas.

Gedruckt an der schlesischen Gränze

1784.

Vorrede.

Die Briefe aus Berlin an Johann Friedel haben in Oesterreich für eine gewisse Klasse von Lesern Epoche gemacht; sie sind auf einige Tage das Gespräch der meisten Visitzimmer und gelehrten Klubbs gewesen; man hat sie, wie man zu sagen pflegt, mit einer Art Heißhunger verschlungen, und ein paar Nachdrücke haben ihren Verlegern auf einige Monate Brod gebracht.

Während alles laut durcheinander schrie, lobte und urtheilte, konnte es doch wohl auch einem stillen Zuschauer erlaubt seyn, sich hin zu setzen, und dasjenige, was er etwa dabey auf dem Herzen hatte, niederzuschreiben; und da auf einen heißen Tag ein kühler Abend immer wohl thut, so konnte er sich leicht

)(2 ent=

entschliessen, seine Bemerkungen drucken zu lassen, um dadurch das hin und wieder zu heftig ausbrechende Feüer ein wenig zu dämpfen.

Vermuthlich wird der Verfasser dieser Briefe nicht der einzige seyn, der seine Bemerkungen niedergeschrieben hat. Es ist des Stoffes zu viel vorgelegt worden, daß sich nicht mehrere Arbeiter, ein jeder sehr wahrscheinlich in seinem Fache, darein theilen sollten. Was ich gesagt habe, wird muthmaßlich das Wenigste und Unerheblichste seyn; wenigstens muß ich jedermann die Versicherung vorausgeben, daß ich keine Streitschrift liefre, und daß der Berliner Briefschreiber nicht Schritt vor Schritt von mir begleitet und widerlegt worden ist. Ich besann mich beym Durchlesen jener Briefe gelegenheitlich auf manches, das schon vordem geschehen ist; und weil

man denn in diesen Tagen gern recht viel wissen und erfahren will, so habe ich meinen kleinen Schatz aufgethan, und gebe davon so viel, als ich einsweilen hinlänglich finde. Es ist nichts Unmögliches, daß vielleicht mit der Zeit noch manches hergegeben wird; indessen will ich zusehen, wie man das Wenige, welches ich hier mittheile, aufnimmt und benützt.

Ich sage ausdrücklich benützt, denn vor die bloße Langeweile oder zum bloßen Zeitvertreib möchte ich nicht gern einmal dieses Wenige hergegeben haben.

Man sagt mir, Friedel selbst sey schon in Bereitschaft, seiner Seits dem Berliner Briefschreiber weitläuffiger zu antworten. Dies hat mich um so mehr bestimmt, mich so kurz als möglich zu fassen, denn ich möchte nicht gern das

Nämliche sagen, was ein andrer vielleicht auch sagt.

Auf eine gewisse Frage: Wer wohl eigentlich dieser sogenannte Berliner seyn möge? habe ich hier nichts vorläuffiges zu antworten. In den Briefen selbst ist mir zur einsweiligen Auflösung dieser Frage manches Wort entfallen, das man nach seiner eignen Weise deuten und dollmetschen kann. Mit der Zeit wird vielleicht über dieses Problemchen einiges Licht verbreitet. Ich will keinen Fuchsjäger machen, der den Fuchs oder die Füchse aus ihren Löchern treibt.

Eines, wofür ich jedermann gut stehen kann, ist, daß ich Wahrheit gesagt habe, wo erzählt wird; und daß ich, wo ich meine Meinung sage, erst ein wenig darüber nachgedacht habe. Es war mir nicht lediglich um Anekdoten

zu thun, bey welchen sich der Witz des Erzählers aökühlen kann. So oft ich erzähle, hatte ich gewiß reelle Absichten im Sinn; von Witz wird man überhaupt nicht viel antreffen; unser Klima ist dem Witz nicht recht günstig; auch essen und trinken wir zu viel, und können also unmöglich so viel Witz haben, als die nüchternen Berliner und Konsorten.

Ob ich als Patriot geschrieben habe, ist eine Frage, die sich jedermann selbst beantworten mag. Ich glaube aber besser zu sagen, wenn ich behaupte, daß ich als ein Mann geschrieben habe, der die Unpartheylichkeit nicht nur zu seinem Steckenpferde, sondern gar zu seinem Götzen gemacht hat.

Aus einem gewissen Lande erwarte ich allerley tumultuarisches Wesen, wenn diese Briefe je einmal hinkommen. Da

ich aber die sonderbare Gabe besitze, nicht leicht einen Tumult zu achten, am wenigsten zu fürchten, so habe ich meiner Kaltblütigkeit schon gemessene Ordre gegeben, sich nicht aus ihrem ruhigen Gleichgewicht heben zu lassen, wenn etwa ein Regiment von Zwerglein, wie sie in jenem Lande wachsen, mit papiernen Lanzen und Säbeln gegen mich anmarschiren sollten.

Ich habe sie mit Ruthenstreichen geweckt, diese Zwergleins; das Land selbst, wenn es noch ein wenig Sinn für sein wahres Glück hat, wird mir diese Ruthenarbeit als eine sehr patriotische Wohlthat danken. Es ist in jedem Betracht sehr dienlich, daß man auch dort einmal über die Mauern guckt, wo alles so drunter und drüber geht, wie fast ubi sempiternus horror inhabitat.

tat. Man soll übrigens nur so gut seyn, und sich recht ungebührlich aufführen, und ich gebe die Versicherung, daß die Mauern fleißig bewacht werden sollen.

Doch — diese Vorrede könnte wohl gar ein Labirinth werden, wenn ich nicht an ihr Ende dächte. Es ist sicher, daß alles, was ich eigentlich sagen wollte, in den folgenden Briefen selbst steht. Aber das steht meines Wissens nicht darinn, daß ich alle Nachdrucker im heil. römischen Reich ersuche, ihr Glück an diesen Briefen zu probiren. Ich stehe nicht gut dafür, daß ich nicht eine Exekution veranstalte, wo wenigstens einer für das ganze Volk sterben könnte.

Wenn Druckfehler eingeschlichen sind, so ist dies nicht meine Schuld. Ein schlichter Burgersmann an der schlesischen Gränze hat die Sorge des Drucks

auf sich genommen; und weil die Druckereyen, der übrigen Verfassung gemäß, in jener Gegend nicht wohl bestellt seyn sollen, so ist jedes Unglück eines schlechten Drucks leicht möglich.

Etwas muß ich noch insbesondere erinneren. Mancher wundert sich vielleicht, in so kurzer Zeit, als man die Briefe aus Berlin in Wien kennt, meine Briefe entgegen erscheinen zu sehen. Aber da ist nichts zu wundern. Die Briefe aus Berlin sind, wie es die Vorrede beweist, vom 20. Juli. 1783 datirt. Und da der Buchhändler Löwe in Breßlau mit einigen meiner Freunde bekannt ist, so konnte er ihnen ja leicht die Gefälligkeit thun, als Verleger einen Bogen nach dem andern sub rosa ihnen zuzuschicken.

Inhalt

Inhalt.

Erster Brief.

Berlinische Anonymität. Pasquilhandwerk wird in Deutschland täglich mehr Mode. Oesterreicher sind der Pasquillanten Stichblatt. Monarchen sollen ihre eignen Apologisten seyn. Joseph weiß das Kreuschen der gedungenen Gränzaufschauer zu verachten. Panegyrische Konvulsionen sind in Wien eine gefährliche Krankheit. Man hat den Greis Friedrich nie gebeten, den Schreibern an der Spree das Handwerk zu legen. Der launigte Cranz. Journalistisches Ungeziefer.

Zweyter Brief.

Man will nicht streiten. Berliner Schnickschnack. Man könnte mit den österreichischen Mönchen Spandau belagern. P. Fast ist klüger als mancher Gränzaufschauer. Friedrichs Weisheit läßt alles beym Alten. Etwas von Sykophanten. Misbräuche sind schädlich. Nur ein dummes Volk kann Misbräuche haben und ehren. Mönchswissenschaft im Mittelalter und späteren Zeiten. Die Väter der Gesellschaft Jesu. Machiavellische Weisheit hat noch immer treue Anhänger. Schlesien verdient Mitleiden.

Drit-

Dritter Brief.

In Schlesien ist alles in statu quo. **Faustin** hätte dort manches zu protokolliren. Die Berliner dürfen in ihrer Nachbarschaft nicht gar zu hell sehen. Einige Worte über schlesisches Predigtwesen. Eine Note von einem schlesischen Aristophanes, der **Ganganelli** mit einem raubsüchtigen Wolf verglich. In der Breßlauer Exjesuitenkirche predigen Knaben. **Hausladen** der schlesische Massilon. Einige Proben schlesischer Aufklärung aus einer gedruckten Predigt dieses Massilons. Deutschland könnte viel und laut über Schlesien lachen, wenn es alle dortigen Merziaden, Fastiaden, Kochemiaden und Dunciaden wüßte. Einige davon zur Probe aus den Jahren 1773 und 1774. Wie steht es mit dem schlesischen königlichen Schuleninstitut? **Zeplichal** und manche andre verdienen Achtung. **Zeplichals** Direktoriat gleicht dem Schifflein Petri. Der **Dom zu Breßlau** ist voll Mönche, den würdigen Weihbischof **von Rothkirch** ausgenommen. Biographie eines Breßlauer Meßlesers, der in den Fantastenallmanach oben an gehört. Die Mönche dürfen thun was sie wollen. Der Menschenkenner und der Menschenfreund in einer Parallele. Man hat Friedrichen eine falsche und verderbliche Weisheit angedichtet. Schlesische Lobredner, und unter ihnen **Matthäus Wlocka**. Oesterreich hat nicht Ursache irgend ein Land um solche Lobredner zu beneiden.

Inhalt.

Vierter Brief.

In Süden kann man sich gegen die Aufklärer aus Norden nicht ohne Blutvergiessen nothwehren. Man macht in Oesterreich nicht gern von der Omniscïätät Profession; der Verfasser will für keinen Kriegsgelehrten angesehen seyn. Wirkungen des theoretischen und praktischen Kriegstalents in Preußen, und insbesondre in Schlesien zur Friedens- und Kriegszeit. Seltsames Betragen der preußischen Truppen, als sie im Jahre 1778 gegen Josephs junge ungeübte Krieger ausrücken mußten. Ein Beyspiel von tartarischer Rohigkeit manches generalisirten Kriegsknechts. Einige Blicke auf den bayrischen Erbfolgkrieg. Es sieht wie eine Pantalonade aus, daß Preußen damals Oesterreich in Respekt erhalten wollte. Preußen sollte sich immer noch erinnern, wie seine Armee nach dem Feldzuge heim kam. Die Schonung der preußischen Armee von Seiten Oesterreichs war das Werk Theresiens; jeder Patriot kann dies behaupten, denn es macht dem menschenliebenden Herzen Theresiens Ehre. Friedrichs Appellation an die gütige Weisheit Theresiens. Kriege, die man auf dem Throne führt, sind immer Wagstücke. Ein Blick auf die neuen europäischen Staatsangelegenheiten in Hinsicht auf preußische Theilnehmung. Ein zweyter Blick auf den deutschen Jesuitismus.

Fünf-

Fünfter Brief.

Die Apologie des Kardinal Migazzi wird sondirt. Protestanten ist es erlaubt andere Begriffe von einem Bischof zu haben, als ein Katholik sie haben muß. Migazzi ist bey den neuen Verfügungen um Rath gefragt worden. Es ist nicht genug alt zu seyn, man muß auch weise seyn, um Ehrfurcht zu verdienen. Ein und dreyßig Grundsätze Seiner Eminenz. Die Folgen, welche daraus fliessen, werden erläutert, und jedermann zur Beherzigung vorgelegt.

Sechster Brief.

Noch einige Erläuterungen als Zugabe zum vorigen Brief. Migazzis gegenwärtiges Betragen wird aus ältern Quellen und durch ältere Thatsachen bestätigt, und auseinander gesetzt. Zwey Promemoria an die selige Kaiserinn in Angelegenheit der Seligsprechung des heil. Joseph von Kupertin, worüber die Protestanten lachen werden, so wie sich die Katholiken schämen müssen. Ein andres Aktenstück: Fragmente einer Klage wider den Professor Stöger in Wien mit Noten. Die Gränzaufschauer werden schlüßlich erinnert, sich nicht in Sachen zu mischen, die durch ihre Vertheidigung schlimmer werden.

Inhalt.

Siebenter Brief.

Darf ein katholischer Bischof zwey Bisthümer zugleich besitzen? Was das tridentinische Konzilium einem Katholiken seyn müsse. Die Jesuiten werden gebeten, den Kardinal Migazzi vor Freygeisterey zu beschützen. Was und wo der Jesuitismus sey? Eine Hydra mit allerley Köpfen. Physiognomie eines Jesuiten. Andre Kennzeichen. Ob es noch Jesuiten giebt, und was sie itzt thun? Exjesuit und Jesuit ist nicht einerley. In Preußen giebt es auch Jesuiten; desgleichen katholischen und protestantischen Jesuitismus. Eine Abtödtung des Fleisches macht den Schluß.

Achter Brief.

Der Jesuitismus ist der Stein, an welchen sich in Oesterreich die Aufklärung in ihrem Gange stößt. Das Volk ist nicht dieser Stein. Eine patriotische Exklamation. Art und Weise, wie Briefe aus Berlin gezimmert werden. Die Briefe aus Berlin sagen dasjenige laut, was der Jesuitismus in Oesterreich bisher geheim herumseufzte. Oesterreich wird nie sein Volk ganz glücklich sehen, bis nicht gewisse Würmer, die das Mark des Landes fressen, ausgetilgt sind.

Neun-

Neunter Brief.

Was die Gränzaufschauer und einheimische Nachteulen eigentlich verstehen, wenn sie sagen, die Preßfreyheit käme den Oesterreichern noch um 10 Jahre zu früh. Wirkungen der Preßfreyheit. Ob die Brochüren mitgewirkt haben? Brochüren sind freylich keine Werke des Genies. Der Nutzen sollte, so wie überall, auch bey der Schriftstellerey, der erste Maaßstab der Schätzung seyn. Eine Induktion, die wie eine Parallele aussieht.

Zehnter Brief.

Aphorismen über die österreichische Litteratur.

Erster Brief.

M. H.

Ein ehrlicher Schriftsteller nennt da seinen wahren Namen, wo er es mit einem andern zu thun hat, der so ehrlich war, selbst bey den auffallendsten Wahrheiten und Bemerkungen, die er schrieb, seinen Mann zu stehen. Friedel hat Briefe aus Wien drucken lassen; man kennt hier bey uns den Mann; es ist kein bloßes Schattenbild. Sie mein Herr! haben Briefe aus Berln in die Welt geschickt; Niemand weiß oder soll es wissen, wer Sie sind; Sie haben sich in die Hülle der Anonymität verkrochen, und strafen mit Ihrer kritischen personellen Geisel einen genannten Mann öffentlich, ohne daß dieser wissen darf, mit welchem unbekannten Fechter er es zu thun hat.

Aber darüber mag Friedel mit Ihnen einig werden; vermuthlich bleibt er Ihnen seine Antwort nicht schuldig. Wir andern fürch-

ten dabey, daß das deutsche Vaterland wieder eine schriftstellerische Fehde erleben wird, die eben nicht die erbaulichste werden dürfte.

Ich meines Orts bin nicht gesonnen, unmittelbar daran Theil zu nehmen. Ich habe keinen Gewinn daran Friedels Sachwalter zu werden. Uiberhaupt soll das, was ich sagen werde, Friedeln gar nichts angehen. Aber ich glaube gewisse Dinge bemerken zu müssen, wovon vielleicht Friedel mit Ihnen nicht sprechen wird. Ich will mit einer kleinen und eignen Leuchte das Labyrinth Ihres Epistelwerks durchgehen, und ohne ausdrückliche Stellenrezensionen, ohne ausführliche Allegate Ihrer Briefe sagen, was etwa ein kaltblütiger Denker, ein Wahrheitsfreund, und ein unverfangener Schätzer seines Vaterlandes bey diesen Briefen überhaupt denken muß.

Das pasquilirende Personalwesen scheint täglich eine immer weiter reissende Seuche im lieben Deutschlande zu werden. Wer selbst nicht im Stande, oder nicht redlich genug ist, an der Sache der Wahrheit und Menschheit thätigen Antheil zu nehmen, geht hin und travestirt mit einem faunenmäßigen Hohngelächter die edlen Bemühungen braver Männer, die bey all dem, was sie thun, keine andre Absicht haben, als

das Wohl ihrer Mitbürger. — So tritt in einem ernsthaften Schauspiel Hanswurst hervor, bürleskirt platte Narrheiten, personalisirt in satirischen Ungezogenheiten über das Parterre, und verhunzt das ganze Stück zur elenden Farce.

Während daß in Oesterreich, unbekümmert um dasjenige, was entfernte Provinzen auch thun oder nicht thun, mancher gelehrte und rechtschaffene Mann seine Zeit aufopfert, Wahrheit und Aufklärung zu verbreiten, während Männer des Saats ihren rühmlichen Eifer dahin verwenden, das Glück der Nation zu gründen, während der Monarch alle feine Thätigkeit aufbietet, heilsame Anstalten auszuführen — gesellen sich die witzigen und müssigen Gränzaufschauer in die Winkel der Finsterniß, hüllen sich in Löwen- und Fuchshäute, treten auf das Gerüst, und predigen den Gänsen und Hühnern; lästern und bewitzeln verdiente, und von der Nation geschätzte Männer; kannegießern über Verordnungen, deren Absicht ihnen nicht einleuchtet; tadeln Anstalten, weil sie nicht um ihren Rath dabey gefragt wurden; begeifern angesehene und fleißige Staatsmänner, weil diese nach bessern Einsichten handeln, als ihnen scheint; familiarisiren sich durch Anekdoten-Jahrmärkte mit Monarchen; suchen durch Anekdoten ihre Gesetze lächerlich zu ma-

 chen;

chen; beleidigen ganze Nationen, und erniedrigen endlich ganze Gesellschaften einsichtsvoller Männer zu Dummköpfen und Schmierern; die sie sich nie die Mühe nahmen, zu kennen, ihre Schriften zu durchdenken und zu verstehen.

Dies ist das wahre Bild gewisser Leute, welche fern und nahe die von ihnen so stupid verspottete österreichische Preßfreyheit dazu gebrauchen, um die österreichische Nation von Zeit zu Zeit mit eitel Personalinjurien zu beleidigen, diese Nation in sich selbst zu einer feindseligen Gährung zu verhetzen, sie um ihr Geld zu betrügen; jener Leute die uns von Messe zu Messe mit Briefen, Damenjournalen, Toleranzsistemen, Offenbarungen über Deutschland, Reisebeschreibungen, ꝛc. insultiren; Leute, die sich im Schimpfen und Hohnlachen erschöpfen, damit sie dem Volk die Herzen vergiften, und dieses Gift in klingender Münze in ihre Säckel schieben können.

Sie mein Herr haben Ihren Platz unter diesen Leuten genommen. Sie vermehren die bedauernswürdige Zahl des kritischen Volks, das mit lieblosen Geiselhieben in das Fleisch ganzer Nationen wüthen. Ihre Rechtfertigung setzen Sie in den Angriff eines Dritten. Er rechtfertige sie, dieser Angriff; er berechtige Sie zu

einer

einer Selbstvertheidigung. Aber nie gebe er Ihnen das Recht, unbillig, Nation- und Monarchenbeleidiger zu werden. Und alles dieses sind Sie durch Ihre Briefe geworden.

Es ist meine Sache nie gewesen, und wird es nie seyn, Apologist irgend eines Monarchen zu werden. Dieses Handwerk ist so verdächtig, so in den gegründeten Argwohn des bestochenen Eigennutzes hineingezogen worden, daß kein ehrlicher Mann es treiben darf, ohne des Judasbeutels beschuldigt zu werden. Und im Grunde, wozu brauchen Monarchen Apologisten? Ihre Sache ist es, ihre eignen Apologisten zu seyn, durch ihr Betragen die ihnen gemachten Beschuldigungen zu entkräften, ihre Verläumder zu beschämen. — Es ist nicht der kleinste Stolz für den österreichischen Patrioten, daß er es nicht nöthig hat, seinem Kaiser Apologien zu bothen. Oesterreichs Kaiser war bisher sein eigner rühmlichster Apologist. Er wußte das kritische Achselzucken, das Kreischen und Zischen gewisser gedungener Gränzanfschauer in Nord und West großdenkend zu verachten; er ließ sogar, mit dem Bewußtseyn seiner Absichten, seiner Handlungen, sein Volk von diesem Gekreisch Notitz nehmen — Ihre Briefe mein Herr, sind nicht der erste Beweis — und er wußte auch das lobsprecherische Taggeschrey der

Zeitungen, das Posaunengestünrm mancher Ausländer, das Odengetön der Barden entweder nur sehr mitleidig, oder vielmehr gar nicht anzuhören. Wir, die wir unsern Kaiser von Angesicht zu Angesicht kennen und täglich bewundern, wissen zu gut, wie verhaßt ihm jede Lobrednerey ist; wissen, daß, wer seine Abneigung sich zuziehen will, nur vor seinen Augen panegyrische Konvulsionen haben darf; wissen daß kein vernünftiger Oesterreicher es wagt, seinen Kaiser mit solchen panegyrischen Konvulsionen zu beunruhigen.

Haben sie ja ehemal eine **Apologie der Regierung Josephs *II.*** gelesen, so sey Ihnen gesagt, daß diese gewiß die erste und letzte war, die in den österreichischen Staaten zum Vorschein kommen durfte; daß unser Kaiser sein lautes Mißvergnügen darüber äusserte; daß der Apologist einer von jenen war, die gern schwatzen, weil sie hungrig sind.

Sie begreifen also mein Herr, warum ich, als ein Oesterreicher es ganz unnöthig finden muß, dasjenige was Sie von unserm Kaiser geschrieben haben, in eine förmliche Analyse zu nehmen. Es wär wider die Achtung, die ich meinem Monarchen als Unterthan und Bürger schuldig bin, all den schiefen Witz, alle

die persiflirenden Anspielungen, all den veralteten Anekdotenkram zu sichten, womit Ihre Briefe gegen ihn heranschleichen. Wien und Oesterreich liest Ihre Briefe, und liebt seinen Kaiser, und bewundert ihn, und genießt das Heilsame seiner Anstalten, und sieht in eine Zukunft hinaus, wo die Spree einmal aufhören wird, ihren gewohnten Uebermuth gegen die Donau auszuschütten. Einsweilen mögen sie gränzaufschauen die Herren an der Spree, mögen unter fremden oder eigenen Namen spioniren und Reisen beschreiben, Charlatanerien und Briefe komponiren, rezensiren und burleskiren. Wien und Oesterreich wird immer so gut seyn, ihre Meßkataloge zu lesen, ihre Buchläden keine theure Makulatur beseufzen zu lassen, ihre Kannegießereyen mitleidig anzuhören; es wird ihren gerühmten Greis Friedrich aufrichtig schätzen, und ihm nie zumuthen, jedem kritischen Schreiber das Handwerk zu legen; es wird keine Cranzische Inquisition von ihm begehren, wird den so launigten Cranz nie in seiner launichten Freude stöhren — und die österreichischen guten Schriftsteller, die gegen jedes ächte Verdienst, folglich gegen die würdigen Schriftsteller der Spree Achtung hegen, werden stets so vernünftig bleiben, das kleine Ungeziefer von journalistischen Kläffern ungereitzt kläffen zu lassen, bis sie ausgekläfft, und

die Klugen sie genug werden ausgelacht haben. rc.

Zweyter Brief.

Ich würde mit Vergnügen schon bey dem vorigen Briefe abgebrochen haben, würde es geringfügig halten, einen würklichen Vertheidiger gegen Sie zu machen, wenn mir nicht noch Manches am Herzen läge, zu dessen Ausbruch Sie, ich weiß nicht glücklicher oder unglücklicher Weise, durch Ihre Briefe mit Anlaß gegeben hätten. Die Sache soll aber nicht auf Streit hinaus laufen, sondern vielmehr auf Belehrung, ein Ding, dessen die Herren Gränzaufschauer so bedürftig zu seyn scheinen, als der Kopf des Gehirns.

In Ihren Briefen steht so mancherley Schnickschnack über die aufgehobenen Klöster, über die Quiescirung verschiedener Beamten, über die hiedurch erfolgte Brodlosigkeit vieler Familien, über die Weisheit Friedrichs, der alles beym Alten läßt u. s. w. daß man denjenigen, welche etwa auch Belehrung brauchen, Folgendes bedeuten muß.

Ein

Ein Mensch, der mit offenen Augen in den österreichischen Staaten herumgewandert ist, muß bemerkt haben, daß diese Staaten eine solche Menge Klöster und Abteyen haben, daß man mit den Mönchen Spandau belagern könnte. Ein vernünftiger Mensch, der einige Grane Politik im Kopfe hat, muß dann noch bemerkt haben, daß so viele Mönche einer Nation eine sehr drückende Bürde, daß sie die Blutigel des Volkes seyn müssen, ja er wird noch ferner bemerkt haben, daß die vielen Schätze der Klöster und Abteyen zu gemeinnützigeren Bedürfnissen verwendet werden können. — So weit sind wenigstens alle vernünftige Menschen bey uns mit ihren Bemerkungen gekommen; ja man erinnert sich, daß schon Luther, und nach ihm sehr viele, selbst noch lebende, auch vernünftige Menschen, ob und unter der Spree das nämliche bemerkt haben.

Ich gerathe ins Abgeschmackte, wenn ich weiter fortfahren soll, jemanden, der im Jahre 1784, 342 Seiten politische Briefe aus Berlin drucken läßt, ein privatissimum über solche Alltäglichkeiten zu lesen. Hat schon P. Fast solch Ding, das man bey uns bisher nur aus Schwaben und Bayern zu hören gewohnt war, begriffen, wie erbärmlich muß es um den Kopf manches Kränzaufschauers stehen? Welche Begriffe muß mancher aufgeklärte Kopf zu Berlin von

der katholischen Möncherey haben? — Mögen Sie immer sagen: Nur ein sophistischer Bube würde sie hierüber zur Rede stellen können, so sey Ihnen zurück erinnert, daß präoccupirende Schimpfwörter einen gesunden Menschenkopf nicht abschrecken werden, Ihr ganzes Gemengsel von Paradoxereyen und Besserwisserеyen für hämisches Gekreische eines argsinnigen Zoilus zu erklären. Mögen Sie noch so fein und ängstlich mit Ihrem ewigen Aber bey den gröbsten Insultationen Ihre Hände in Unschuld waschen wollen, mögen Sie, wenn Noah nackt hingelegt wurde, hintendrein einen zerrissenen Mantel über ihn legen — die Absicht leuchtet überall durch; blind müßte man seyn; wenn man an Ihnen nicht eine wahre, treue Kopie unsers Zoilus Fast erkennte, der immer Nein sagt, wenn andre Ja gesagt haben, und so umgekehrt. Daß Ihr Witz bessere Wendungen zu nehmen weiß, ist vermuthlich die Folge des Clima, und die conditio sine qua non eines gedungenen Gränzaufschauers.

Wenn Friedrichs Weisheit alles beym Alten läßt, indeß die quiescirenden Beamten in Oesterreich Hunger leiden, wie Sie sagen, so wird jedermann bey uns diese Weisheit loben, wenn er auch nicht wissen sollte, worinn sie eigentlich besteht. Ich, dem hievon eine nähere

Kennt-

Kenntniß zur Hand liegt, kann ein paar Worte darüber sagen.

Friedrichs Weisheit hat dafür gesorgt, daß seine wirkliche Beamten noch nicht Hunger leiden, wenn sie auch nur den dritten Theil jener Besoldung geniessen, welche die österreichischen Beamten ziehen. Ein quiescirender Hofrath in Wien darf sich mit einem wirklichen an der Spree kühn anf die Waagschale setzen, und er wird nicht hinauf schnellen. Woher also das Hungerleidens? — Fragen Sie Herrn Nikolai, denn Sie wollen oder scheinen das nicht zu wissen. Horen sie seine gerechten Klagen über den Luxus in Wien; und schweigen dann mit all ihrer hämischen Dizenterey, wie es einem solchen geziemet, der nicht weiß, was er spricht.

Und wie oft hätten sie nicht schweigen sollen! wie viele ungereimte, unpolitische, unphilosophische, beleidigende Bemerkungen haben Sie in das sehr kleine Maaß der guten und wahren gegossen! wie empört sich so oft der unbefangene Wahrheitssinn des ehrlichen Mannes bey Ihren so vielen lautschreyenden Ungerechtigkeiten, bey Ihrem unbescheidenen Großsprecherton, bey Ihren mehr als windschiefen Urtheilen über Männer, die Sie nicht kennen, über Sachen, die Ihnen ganz unbekannt scheinen!

Ich sage Ihnen offenherzig, mein Herr, ich habe keinen Gewinn dabey, was irgend von einem erhitzten Kopfe so oder so in die Welt hinaus geschrieben wird. Wahrheit höre ich überall gern; auch mag ichs leiden, wenn am rechten Orte verdiente Strafpredigten jenen ins Ohr geflüstert werden, die ihrer darum bedürfen, weil ein großer Theil des allgemeinen Besten in ihren Händen liegt. Aber Unwillen ergreift mich, wenn ich Leute von Talenten und Kentnissen über die schuldlosesten Dinge geifern sehe; wenn ich höre, daß sie mit angestrengter Mühe nnd Sorgfalt über Alles zanken, das sie entweder nicht verstehen, oder absichtlich nicht verstehen, und gut finden wollen.

Dies ist — um aus hundert andern, worüber andere mit Ihnen sprechen können, nur einiges in die Prüfung zu nehmen — die so theatralisch belobte Weisheit Friedrichs, der alles beym Alten läßt, besonders die katholischen Kirchenmisbräuche, die Mönchsstreiche, und die ganze verdorbene katholische Hierarchie in Schlesien.

Ein Mann, der nicht Schmeichler, oder der ausgemachteste Sykophant ist, müßte sich schämen, so etwas einem wahrhaft philosophischen Monarchen ins Gesicht zu sagen, ihn zu

loben,

loben, daß er schädliche Misbräuche duldet, und fortgetrieben wissen will. Ich sage schädliche Misbräuche; und Sie können sogleich die Beweise hören.

Schädlich ist dasjenige, was unmittelbar den Wohlstand des Volks untergräbt. Dieser Wohlstand gründet sich auf einen wohlgeordneten Gebrauch einer aufgeklärten Vernunft, und auf den Zuwachs der Mittel, seine häuslichen Bedürfnisse zu befriedigen. Nehme man jetzt alle jene Misbräuche der katholischen Möncherey, von deren Duldung der Weisheit Friedrichs so großer Ruhm wiederfahren soll, ob sie im geringsten dazu geeignet sind, auf die entfernteste Art jenen zweyfachen Wohlstand zu befördern. Jeder Misbrauch besteht darum, weil das Volk zu unwissend ist, ihn dafür zu erkennen. Unwissenheit ist die Pflegmutter der Dummheit; und wer dumm ist, kann keine aufgeklärte Vernunft haben, und folglich ist für diesen die erste Art seines Wohlstandes verlohren.

Die aufgeklärte Vernunft hat, wie jedes Ding in der Welt, ihre Stuffenleiter. Wenn vom Volk die Rede ist, so ist sie es auch von einer solchen aufgeklärten Vernunft, welche diesem angemessen ist; diese Vernunft, wie sie sich

beym

beym Volke finden soll, besteht darinn: daß sie ihm die Erkenutniß seines wahren Glücks, seiner Pflichten, und der Vervollkommung siines moralischen und physikalischen Zustandes verschaffe. Sie muß lehren, daß der Schurke immer ein Schurkr bleibe, wenn er sich nicht bessert, und ein rechtschaffener Mann wird; sie muß lehren, daß der Mensch fremder Hülfe bedarf, und daß, um diese zu erhalten, gegenseitiges Wohlwollen für jeden andern Menschen, das geschickteste Mittel sey.

Nehmen wir jetzt jene unaufklärte Vernunft, jene Unwissenheit, welche Misbräuche des Kirchenwesens ehrt, dagegen, und prüfen wir im Verhältniß den Vortheil und Schaden, welche diese letztere wirken muß. Weil diese glaubt, daß Ablässe, Wallfahrten, Opfer u. d. gl. zur Tilgung jedes Lasters geschickt sind, so schließt sie, daß es eben nicht nöthig sey, rechtschaffen und tugendhaft zu werden, denn all jenes Zeug findet sie für die Erreichung des Himmels hinlänglich. — Weil sie sich auf das Wort der Misbräuchebeförderer überredet, daß jede, auch noch so gesetzwidrige Lehre ächt seyn müsse, weil ein Pfaffe sie vorträgt, so giebt sie sich jeder Dummheit und jedem Irrthum preis, der im gemeinen Leben die übelsten Folgen erzeugen kann. — Weil sie belehrt wird,

alles was nicht katholisch ist, nicht zu lieben so haßt sie die Ketzer, und zuerst das enge Band der bürgerlichen Gesellschaft. — Weil sie glauben muß, daß Abendandachten, Wallfahrten, überhäufte Feste, Bruderschaftssolemnitäten keine Misbräuche seyen, so erlaubt sie sich alles das mitzumachen, und bedenkt nicht, daß Ausschweifungen, Müssiggang, Landstreicherey, zeitverderbendes Andächteln die Folge hievon sey. — Weil sie wähnt, das ungnügsame Betteln der Mönche sey kein Misbrauch, sondern ihre diesen Bettlern dargereichte Gabe ein verdienstliches Werk für den Himmel, so läßt sie ausplündern, was das Haus vermag, und billigt eine Landplage, die so arg als eine Heuschreckenbelagerung ist.

Friedrich müßte den Geist nicht besitzen, den Europa an ihm bewundert, wenn er dieses nicht wissen, nicht überdacht haben sollte. Wenn er indeß alles beym Alten läßt, wenn er den Mönchen ihr Amuletenhandwerk, ihre bettelnde Landstreiferey, ihre Volksbetrügerey, ihren Ablaß und Bruderschaftskram, ihre schlechte Sittenlehre duldet, so muß er Beweggründe dazu haben, die ihm hinlänglich scheinen. Aber daß diese Beweggründe, sie mögen Namen haben wie sie wollen, grade ein Werk der höchsten Philosophenweisheit seyn sollen, das ist bey uns ein

Paradox

Paradox, dem wir noch kein ähnliches gesehen und gehört haben.

Sie mein Herr! haben bey diesem Anlaß über Joseph und Oesterreich ihren Mund so weit aufgethan, daß ich mich berechtigt halte, über Friedrich und das katholische Schlesien den meinigen auch ein wenig aufzuthun. Ich habe also Folgendes zu sagen.

Jedes Volk ist mehr oder weniger dumm, je nachdem es mehr oder weniger abgeschmackte und verderbliche Misbräuche ehrt. Das ganze Reich der Möncherey ist auf diese Dummheit gegründet, weil dieses Reich durch Misbräuche besteht, sie eingeführt hat und forttreibt. Man ist bey uns der Sache so weit auf die Spur gekommen, selbst unsre 7 und 10 Kr. Schreiber haben diese Spur gefunden, daß der Mönche ganzes Bestreben jederzeit dahin gieng, das Volk aller Stände in Unwissenheit und Vernunftlosigkeit zu stürzen. Den Dank, den man ihnen dafür schuldig seyn soll, daß sie im Mittelalter die Wissenschaften erhielten, wird sehr gering, wenn man das Wesen dieser fortgepflanzten Wissenschaften untersucht. Skolastische Wortkrämerey, und theologische Aszetik, Dunsische und Thomistische Philosophasterey u. d. gl. sollte ein wissenschaftlicher Mann nie im Ernst Wissenschaft

nennen.

nennen. Es ist unverdautes Schulgeschwätz; das kein heutiger Gelehrter ohne Eckel anhören kann. Die Aufbehaltung der römischen und griechischen Klassiker verdient Dank: aber blos beym Gelehrten.

Die Frage ist hier: welchen Nutzen das Volk, die bürgerliche Gesellschaft im Durchschnitt von den Mönchswissenschaften des Mittelalters hatte? wie viel Wissenschaft ihm gegeben wurde? wie viel erhalten werden konnte? und da ist die allgemeine Antwort schon lange gegeben: gar keine; nicht der geringste Nutzen konnte erzielt werden — denn — alles was Mönch war, schrieb in einer Sprache, die nur Mönche verstunden; ihre Wissenschaft kam nicht über die Mauern ihrer Klöster; alle Wissenschaft, die sie trieben, lief auf ein beständiges Monopolium hinaus, woran der Laye und das Volk überhaupt nicht den geringsten Antheil nehmen konnte und — durfte.

Die ferneren Zeitalter herauf bis auf diese Tage gieng es in diesem Gleise fort. Als man endlich anfieng, auch in der Muttersprache zu schreiben, auch Wissenschaft unter das Volk zu bringen — was sah man da? Unsinn und Pfaffentrug, schwärmerische Andachtsbücher, dumme Legenden, geisterstickende Betrach-

tungsbücher, hirnlose Predigtpostillen, so viel Unflat und Unrath, so viele Bücher von den Mönchen in der Sprache des Volks geschrieben wurden. — Sind Sie irgend so unwissend in der katholischen Mönchslitteratur, mein Herr, als Sie sich anstellen, so kommen Sie zu uns; wir werden Sie in unsre Klosterbibliotheken führen, wir werden Sie die schönen gedruckten Denkmäler der Mönchsdummheit sehen lassen, die bey so vielen unsrer aufgehobenen Klöster zum Vorschein gekommen sind; ich selbst werde Ihnen einige hundert Bände, die ich für meine Büchersammlung als Brandzeichen der Möncherey gekauft habe, zeigen, und Sie erstaunen lassen über all den Unfug, welchen diese Betrüger seit Jahrhunderten blos mit den armen Köpfen des katholischen deutschen Volks getrieben haben.

Diese offenbar gewordene Denkmäler der Mönchsfinsterniß, welche nun zur allgemeinen Schau auf dem Trödel liegen, jene dazu gerechnet, welche man durch vernünftig denkende Mönche innerhalb der Klostermauern zu sehen bekommt, beweisen hinlänglich, welche Absichten die Mönche jederzeit mit ihrer Wissenschaftsverbreitung verbanden, und welchen Dank der aufgeklärte Katholik diesen ihren wissenschaftlichen Bemühungen schuldig ist. — Nennen

nen Sie mir — und ich will alles verlohren haben — ein einziges deutsches Religionsbuch, das bis zum Jahr 1760. von einem Mönch geschrieben worden ist, und nicht von Unnsinn und andächtigen Possenreissereyen strotzte!

Ich soll nicht vergessen, auch jenen Dank zu bemerken, den Sie uns gegen die Väter der Gesellschaft Jesu abzwingen. Diesen Dank kann nun jemand fordern, der entweder selbst ein Jesuit, oder so unwissend ist, daß er die jesuitische Büchermacherey nicht einmal vom Hörensagen kennt. Wir Katholiken sind aber besser und aus Erfahrung belehrt, wie vielen Dank jene Väter von uns verdienen. So jämmerlich dumm sind freylich ihre deutschen Bücher nicht, als die der übrigen Mönche. Aber desto gefährlicher sind sie den Köpfen des Volks; desto versteckter und wirksamer pflanzen sie die andächtige Dummheit; desto mehr ängstigen sie die Gewissen der Einfalt mit päbstischen Sündenregistern; desto blinder machen sie den Menschenverstand gegen jedes Joch der römischen Tyranney; desto ansteckender ist ihre Sittenlehre; desto vernunfttödtender ihr Christenthum.

Und nun dann — Weisheit des Philosophen Friedrichs! wo bist du? wer darf es wagen, dich grade da zu suchen und zu preisen,

wo jede Arglist, jeder Misbräuche brütender Schwarm von Vernunftfeinden seinen Schutz findet! wo der Mönch jeden Misbrauch ungeahndet treiben, wo er das Volk mit jedem die Religion entehrenden Fratzenspiel, mit einer schlechten Lehre, mit Possenspielen betrügen und verderben darf! wo das Mönchthum, dessen einziges notorischas Bestreben auf Unterdrückung der Vernunft und des Denkens hinausgeht, herrschend, und das ganze Volk ihm dienstbar bleiben darf!

Ein Gedanke fährt hier durch meine Seele, der so schrecklich ist, daß ich ihn nicht gedacht haben wollte, wenn er sich nicht mit so vieler Gewalt mir aufdränge! — Ist etwa Ihre gelobte Weisheit, die Sie uns aus Norden heraus predigen, jene der Machiavelle, der Hobbese, die alle Religion für nichts anders ansieht, als das bequemste Mittrl, das Volk ohne Beschwerde an der festesten Kette des Despotismus herumzuschleppen? Ist es jene Weisheit, die sich nach dem Muster von Roms Politik die Lanzenknechte mit braunen und schwarzen Kutten zu Hilfe nimmt, um ganze Nationen am Seile der Tyrannenlaune hin und her zu gängeln? jene Weisheit, die sich solche Lanzenknechte zu Werkzeugen miethet, daß sie der Vernunft die Augen ausschlagen, damit der Despot und seine

Hel=

Helfershelfer bequem rauben und brandschatzen können? jene Weisheit, die der absichtlich gepflegten Unwissenheit heilige Gaukelspiele zum Zeitvertreibe, wie dem Wallfisch die Tonne hinwirft, daß sie auf jeden Wink in das immer engere Netz der Schachnadir-Sklaverey zu stürzen sey?

Wehe dem Menschen, der eine solche Weisheit lobt, sie Weisheit, und Monarchenweisheit nennt! Diese Weisheit ist unserm Kaiser unbekannt, oder vielmehr er haßt sie, wie jeder Menschenfreund sie hassen muß. Er sucht seinen und seines Volks Wohlstand in dessen wohlgeordneten Vernunftgebrauch. Er schickt die Lanzenknechte des Despotismus, wo sie hin gehören. Norden behalte sie, pflanze und nähre Dummheit, so viel es zu seinen Absichten braucht. Die Spree freue sich ihrer Weisheit; sie rausche ihren Bewohnern den Sklavengesang; sie nähre Lanzenknechte, so viele das betrogne Volk bedarf, um auf dem Bauch vor Idolen zu kriechen. — Wir dürfen denken, und unsre Donau rauscht den Gesang der Freyheit.

Man kann sich nicht enthalten, ein Volk mit innigster Rührung zu bedauern, daß es leiden, sichs ins Gesicht sagen lassen muß, daß es durch eine Weisheit glücklich sey, welche seine

Unwissenheit begünstigt, welche seinen Mönchen den Scepter der Geiststyranney in den Händen läßt, damit es durch sie, so oft es muß, zur Schaafsschur oder zur Rekrutirung um Gottes willen geführt werden könne. Gutes Schlesien! eine solche Weisheit hast du wohl nicht verdient, daß, während rund um dich Vernunft und Menschheit zu ihrem Recht greifen darf, du deine Mönche vor wie nach füttern, dich von ihnen am Narrenseile herumführen lassen, und vor jedem Pfaffengespenst noch so sklavisch kriechen mußt, als wenn du keine Ansprüche auf eine menschlichere Weisheit hättest ꝛc.

Dritter Brief.

Wahrlich es hätte uns nicht so laute gesagt werden dürfen, daß Schlesien in dem ganzen statu quo ist, wie es ehedem war; daß alle Mißbräuche und Möncherey unitis viribus dort herrschen; man weiß es ja ohnehin, und erfährt es von jedem, der von dort zu uns herüber kömmt. Man weiß es so sehr, daß es wohl nächstens noch die Mühe lohnen wird, eine eigene Reise dorthin zu machen, um alle die dortigen Pfaffereyen und kirchlichen Sottisen nach Faustins Methode zu protokolliren; Herr Nikolai wird vermuthlich dort gewesen seyn; aber

man

man ist bey uns der Meynung, die Berliner Augen dürften in ihrer Nachbarschaft nicht so hell sehen, als die Wiener. Urkund dessen dort bey weiten nicht so viele Alltagsbrochüren geschrieben werden, als in Wien, wenn auch bisweilen ein zwey und vierzigjähriger Affe und mutatis mutandis Cranzische Charlatanerien aus der Presse steigen.

Wie finster es im katholischen Schlesien bis diese Stunde aussehen muß, kann Beweis genug seyn, daß wir bis diese Stunde noch kein einziges vernünftiges und originelles katholisches Religionsbuch von dort gesehen haben. Die zusammengestoppelten Predigten der Haberkorns von Haberfeld, Weidessers und Ignatz Franz sind solche mühselige Flickwerke, daß bey uns höchstens die Kapuziner und Exjesuiten sie lesen mögen. Ohnlängst hat auch ein gewisser schlesischer Exjesuit Kollonetz 3 Theile eines Predigers in jedem Nothfalle über alle Sonn- und Festtäge des ganzen Jahres, nebst verschiedenen Entwürfen zu Kirchweih- Lob- Trauung- Dank- Gedächtniß- und Ablaßpredigten herausgegeben, ein elender Ascetenkram, wie ihn bey uns kaum ein Kapuziner drucken zu lassen sich unterstehen würde, *)

*) Weil ich eben diesen Mann nenne, so kann ich

In der Breßlauer Exjesuitenkirche, die Ihren lobrednerischen Extasen über den schlesischen Jesuitismus zu Folge, doch gewiß das Muster der schlesischen Predigart seyn muß, predigen seit 5 bis 6 Jahren blosse Knaben, die kaum ihre Philosophie genossen haben, und ein paar Jahre im sogenannten Schuleninstitut stecken. Ein gewisser Hausladen, der jetzt als ein Rector oder — Massilon mit 30 Jahren seiner Predigermeriten wegen zum 2000 Gulden schweren Pfarrer gemacht worden ist, predigte in dieser Kirche vom Jahre 1779 bis 1783. Bewährte Männer haben uns betheuert, daß dieser Marktschreyer ärger als der tollste Komödiant auf der Kanzel herum gefaselt habe. Sein Stolz gieng immer dahin, die Kirche mit lauter Protestanten vollzudrängen; in welchem Ende er eine

---

einer Nachricht los werden die zur Geschichte des schlesischen und des Jesuitismus überhaupt gehört. Dieser Kollonetz war im Jahre 1773 so sinnreich, zu Neiß in einer Schulkomödie den Aristophanes gegen Ganganelli zu spielen; seine Schüler mußten eine Komödie produziren, wo in einer plumpen Allegorie die damalige jesuitische Krisis geschildert, der König von Preußen als ein wohlthätiger Schutzgott mit den tollsten und kriechensten Schmeicheleyen überhäuft, Ganganelli aber unter dem Bilde eines raubsuchenden Wolfs so bübisch mißhandelt und insultirt wurde, daß selbst Protestanten und preußische Offiziers davon giengen, über die Büberey ausspieen, und laut sagten: ein solches Schauspiel könnte nur der boshafteste Schurke gemacht haben.

eine leersinnige poetische Prose von der Kanzel deklamirte, oder witzige Kontroversen machte. Man würde von diesem gepriesnen Abgott der Breßlauer bey uns keine Notitz genommen haben, wenn er sich nicht sogar durch einige gedruckte Predigten prostituirt, und den Geist verrathen hätte, in welchem die Leute, welche dort die Weisen im Volke spielen, ihr Christenthum lehren. Hören sie mein Herr, einige Stellen aus einer Predigt dieses schlesischen Massilon, die ich eben vor mir ligen habe, und die er den 20. August 1781 in der Cisterzienser Nonnenkirche zu Trebnitz ohnweit Breßlau vorgetragen hat. Ich fange gleich mit dem Eingange an:

„Soll ich es Ihnen erst sagen, hochwür„dige Abtißin, andächtige Stiftsfrauen, und „fromme Gläubige, daß ich heute auf dieser „heiligen Stätte schüchtern erscheine? denken „Sie mich, denken Sie den Mann, den ich „loben soll, und Sie haben die Ursachen mei„nes Besorgnisses gedacht. Wenn ich irgend „einem Grossen dieser Welt eine Lobrede halten „sollte, so könnte ich es muthiger wagen, denn „unter den mannichfaltigen Schwachheiten, wel„che einen Weltmann umgeben, sticht gewöhn„licherweise nur eine einzige Tugend vor, die „ihn groß, und von andern unscheidbar

„macht;

„ macht; es würden folglich meine Aussichten
„ begränzter, der Stoff, den ich zu bearbeiten
„ hätte, einfacher, und die Rede meinen ge-
„ ringen Fähigkeiten mehr angemessen seyn. Da
„ ich aber das Lob eines Mannes Gottes ver-
„ kündigen soll, dessen sich auszeichnenden Ver-
„ dienste, nächst ihrer vorzüglichen Größe, noch
„ so mannichfaltig sind, daß sie sich unmöglich
„ auf einen einzelnen Begrif zusammen drängen
„ lassen, wer wollte mir meine schüchterne Blö-
„ digkeit, das offenherzige Geständniß meines
„ Unvermögens, sie mit einer seiner Größe ent-
„ sprechenden Rede zu unterhalen, forthin ver-
„ argen? Nein das können, das werden Sie
„ nicht, wenn sie mit mir den Namen des be-
„ rühmten Ordensmannes von Cisterz, des wür-
„ digsten Abts von Clairvaux, alles was der
„ Name Bernhard sagt, denken. Und was
„ sagt derselbe nicht alles großes und herrliches?
„ den arbeitsamsten Einsiedler, den abgetöd-
„ testen Ordensmann, den wachsamsten Abt,
„ das Muster der Waldbrüder, den Verbes-
„ serer der Ordenszucht, die Zierde der Aebte;
„ das Wunder der Buße bey der seltensten
„ Gabe der Unschuld, den aufgeklärten Got-
„ tesgelehrten mitten in den Finsternissen seines
„ Zeitalters, den Mann von erhabenstem Ruhm
„ bey der tiefesten Demuth, den Bußprediger
„ der Sünder, den Lehrer der Irrgläubigen, den

„ Schieds-

„ Schiedsmann gesalbter Häupter, den Ver-
„ fechter der Religion, das Licht der Kirchen-
„ räthe, die Geisel verderbter Sitten, das Wun-
„ der seiner Zeit. Welche Menge von vorste-
„ chenden persönlichen Verdiensten! „

„ Clairvaux, liest man Seite 8. sonst
„ der sichre Aufenthalt grausamer Menschen-
„ feinde, die aus Muthwillen, oder nieder-
„ trächtiger Habsucht, unschuldiges Menschen-
„ blut verspritzten, war also der Ort, den
„ Bernhard in eine ehrwürdige Wohnung,
„ in eine fruchtbare Pflanzschule der Büßer
„ und Heiligen umgewandelt hat. Dieses schüch-
„ terne und schreckenvolle Thal ohnehin zur Ein-
„ samkeit und Buße ganz geschaffen, hat er
„ durch die bewunderungswürdige Strenge,
„ die er an sich selbst verübte, noch mehr zum
„ Orte der Buße, und der Abtödtung gemacht.
„ Zwar hatte er schon seit dem Eintritte, in
„ das Kloster zu Cisterz sich der Selbstver-
„ läugnung ganz ergeben; jedweder Tag war
„ mit neuen Bußwerken bezeichnet, durch wel-
„ che er, itzt seinem Körper wehe gethan, itzt
„ die Neigungen seines Herzens bestritten hat,
„ indem er ihnen selbst die erlaubten Empfin-
„ dungen versagte. So mannichfaltig und
„ schmerzlich aber auch immer für ihn diese
„ eigenwillige Gewaltthätigkeiten waren, so

„ glaub-

„ glaubte er dennoch sich zu gehäufter heiliger
„ Strenge als Abt von Clairvaux gehalten zu
„ seyn. O! daß ich die Gabe hätte mich über
„ die verschiedene Art Ausgesuchter Abtötun-
„ gen, die ihm der Geist Gottes eingegeben
„ hat, treffend auszudrücken; Abtödtungen an
„ allen Seelenbegierden, Abtödtungen an
„ allen Sinnen, Abtödtungen an seinem gan-
„ zen Leibe; Abtödtungen die seine Begeh-
„ rungskräfte geschwächet, die Sinne stumpf
„ gemacht; die ihn sein Blut gekostet, **seine
„ Gesundheit geraubet, seinen Kör-
„ per zu einem lebendigen Skelet ver-
„ wandelt haben.** Was ich mit Worten
„ ihnen nicht sagen kann, das sollen sie aus
„ den Wirkungen seiner unerhörten Bußstren-
„ ge folgern, die sich an seinen Kindern, an
„ den Bewohnern des Klosters zu Clairvaux
„ geäußert haben. Denn wenn er Männer
„ zu Söhnen hatte, denen die Welt und die
„ der Welt gekreutziget, sich selbst und allen
„ ihren Begierden gestorben waren, die, wenn
„ sie ihren Leib kleideten; ihn mit einen härenen
„ Bußrocke züchtigten; wenn sie ihn speisten,
„ ihm die nöthige Nahrung durch die Bitterkeit
„ der Kräuter und Wurzeln vergällten; wenn
„ sie demselben die unentbehrliche Erholung im
„ Schlafe erlaubten, ihm auf harten Holze,
„ oder noch härtern Steinen die Ruhe erschwer-

„ ten

„ ken und verkürzten; Männer, die von an-
„ haltenden Gebethe, von entkräftendem Ge-
„ sange zur ermüdeten Arbeit, von Handdien-
„ sten zu ernsten Betrachtungen ewiger Wahr-
„ heiten hinübergiengen, die jede ungeruffene
„ Zerstreuung, die auf einen Augenblick ihre
„ Geistesversammlung unterbrach, mit neuen
„ Beth- und Betrachtungsstunden strafen und
„ jede Empörung der Natur, die sie der
„ Menschlichkeit erinnerte, bis zum Blut-
„ vergießen an sich selbst zu rächen gewöhnt
„ waren. Wenn das nun die Buße der Schü-
„ ler war; sollte des Lehrers Strenge nicht
„ ungleich größer gewesen seyn? wenn wir den
„ Geist der Selbstverläugnung schon an den
„ Kindern bewundern, nach welchem Maaß-
„ stabe wird man die des Vaters bestimmen?
„ In der That, angesehnste Versammlung ich
„ glaube auf alle Art berechtiget zu seyn, oh-
„ ne den Verdacht niedriger Schmeicheley zu
„ fürchten, Bernharden den unschuldigen Bü-
„ ßer, als treuen und würdigen Nachahmer der
„ bekannten Bußstrenge Johannis, des Vor-
„ gängers des Messias zu rühmen. Großes
„ aber gerechtes Lob! Menschen welche frech
„ genug sind, alle Früchte der rauhen Buß-
„ fertigkeit als geringschätzige Auswüchse ei-
„ ner fanatischen Frömmigkeit zu schelten,
„ muß man unter den Haufen alberner Weich-

„ linge

„ linge rechnen , die der Abtödtung und der
„ Buße geschworne Feinde sind, die aus den
„ göttlichen Büchern alle Stellen, welche der
„ Selbstverläugnung und Kreuzigung des Flei-
„ sches das Wort reden, ausgestrichen, alle
„ Beyspiele großer Bücher in eine ewige Ver-
„ gessenheit gebracht wissen wollen. Unter die
„ Klasse der Abgötterer müssen sie gehören, die
„ sich selbst sträflich lieben, ihren Körper ver-
„ zärteln, ängstig schonen, ihm gar nicht we-
„ he thun, die es Unvernunft und Thorheit
„ nennen, wider angenehme Empfindungen,
„ angeborne Neigungen streiten, die es sich
„ zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht haben,
„ ihren Körper durch Bußwerke nie zu schwä-
„ chen, ihr Herz durch Mäßigung wilder Lei-
„ dendenschaften nie zu betrüben. “

Noch was schöners steht auf der 14. und 15ten Seite. „ Die Kirche wurde zu Bern-
„ hards Zeiten auf einmal von zwo Seiten an-
„ gegriffen; an ihrem Haupte, und an ihrer
„ Lehre. Es mußte also dieser große Abt,
„ der über die Ungerechtigkeit gesieget hatte,
„ auch den Irrthum beschämen. Die Menge,
„ der Karakter, die Fähigkeiten, die Tücke,
„ die Hartnäckigbeit der Irrlehrer, mit denen
„ es Bernhard aufgenommen, alles dieses ver-
„ herrlichet seine Siege; es war nicht einer,

„ nicht zween Männer, die in Religionsneue„ rungen eine verabscheuenswürdige Ehre such„ ten, es sind ihrer bis fünf gewesen, die „ das feinste und gefährlichste Gift ausgehau„ chet, und eben so viele, wo nicht mehrere, „ die noch auffallendere Irrlehren ausgestreuet „ haben. Die ersten von beyden Partheyen „ sind: Peter von Abeillard, Gilbert Bischoff „ zu Poitiers, Heinrich von Toulouse, Arnold „ von Brosse, und Gerhard Bischoff zu An„ goleme; Männer, von denen sich einige mit „ ihren aufgeklärten Verstande bis an das „ Wesen der Gottheit wagten; andre, von „ der Macht ihrer ungezähmten Naturtriebe „ hingerissen, Sätze behaupteten, welche die „ gesunde Menschenvernunft selbst ohne Offen„ barung von jeher verworfen hat. Abeillard „ will die Geheimniße der Dreyeinigkeit, der „ Vereinigung des göttlichen Wortes mit der „ niedrigen Menschennatur, die ganze Einrich„ tung der Gnade ergründen; er versteigt „ sich in seinen philosophischen Untersuchungen „ und wärmet mit einmal die Irrthümer des „ Arius, des Nestorius, und des Pelagius „ auf. Gilbert, weder ganz Arianer, noch „ Nestorianer unterscheidet die Wesenheit Got„ tes von der Gottheit selbst, die Eigenschaf„ ten der göttlichen Personen von den Personen „ selbst, ist unverschämt genug die Mensch-

„ werdung der Gottheit ganz zu läugnen. Hein-
„ rich versucht es mit Grausamkeit Proseliten
„ zu machen, er schlachtet die Diener des Hei-
„ ligthumes, entheiliget Gotteshäuser und Al-
„ täre, lebt der Menschheit zur Schande. Ar-
„ nold nimmt die Masque des Heuchlers an,
„ verwirft wahre Tugenden des Christenthumes
„ indem er sich für eine übertriebene Strenge
„ erklärt, dieselbe vertheidiget, und hindurch
„ der Religion den Verdacht der Unmöglichkeit,
„ ihre Forderung zu erfüllen, zuzuziehen ge-
„ denkt. Gerhard spielt die Rolle des Un-
„ gehorsamen, wird Aufwikler und Anführer
„ seiner Herde zur Unabhängigkeit von Rom.
„ Welche Menge von Irrthümern! von tief-
„ denkenden Köpfen, von bösen Herzen aus-
„ gesonnen, von Scharfsinn und Hartnäckig-
„ keit, von Leidenschaften und Bosheit un-
„ terstützet, durch Beredsamkeit, Ansehen und
„ Gewalt verbreitet! Wird wohl die ganze
„ Kirche Frankreichs, wenn sie alle ihre treue
„ Söhne auffodern wird, das vielköpfige Un-
„ geheuer erlegen? Ja, angesehnste Versam-
„ lung, das hat sie gethan. Durch Bern-
„ harden hat sie es gethan."

Wenn Sie diese paar Proben schlesischer Religion und Aufklärung gelesen haben, so sagen Sie mir, wie es in einem Lande aussehen

muß,

muß, wo nur die aufgeklärten, die unter die Flügel des philosophischen Friedrichs unmittelbar gesammelten philosophischen Schuleninstitutsmitglieder so predigen! Gott, was müssen da erst die Mönche, die Franziskaner und Kapuziner predigen, wenn die gelehrten, weisen Exjesuiten, dieses auserwählte Häuflein, in dessen Händen die ganze katholische Philosophie in Schlesien liegt, solchen Mönchsunsinn, solche vernunftempörende Sottisen predigen und drucken lassen! Hausladen und das ganze aufgeklärte Schlesien soll es der gepriesenen Weisheit seines Friedrichs danken, der, wie Sie sagen, die Kanzeln durch keine aufgestellte Kritikaster beunruhigen läßt, (worüber ich weiter unten mit Ihnen sprechen werde;) daß dort keine Kritiken über Prediger geschrieben werden dürfen, denn sonst würde das philosophische Jahrhundert in dem katholischen Schlesien schon so viele Merziaden, Fastiaden, Kochemiaden und Dunciaden erfahren haben, daß alle vorgeschützte Weisheit, die dies duldet, das allgemeine Gelächter von ganz Deutschland nicht würde verwehren haben können.

Wie laut würde man gelacht haben, wenn man wüßte, daß jetzt, seitdem Hausladen die Kanzel der Breßlauer Exjesuitenkirche mit einer weinerlichen, bis zur übermüthigsten Impertinenz

nenz selbstsüchtigen Abschiedsthrene die verlassen hat, zwey Knaben als Sonn- und Feyertags-prediger seine Stelle eingenommen haben, die im Jahre 1778 noch an der dortigen Schule die Philosophie studirten, und nun freylich nichts thun, als wie es Schülern geziemt, Prediger-pensa machen, und durch großsprecherische Phrasen um das Lob des katholischen Volks, und um die Bewunderung der protestantischen Philosophen buhlen. — Wie würde man lachen, wenn man die ganze Geschichte von den unzähligen Bockstreichen in extenso wüßte, welche in den Jahren 1773 und 1774 bey Gelegenheit der verweigerten Jesuitenaufhebung in Schlesien von den Jesuiten und dem breßlauer Domkapitel begangen worden sind; wenn man wüßte, wie dazumal die Pfafferey alle ihre Bosheit erschöpfte, um sich gegenseitig zu exkommuniziren, zu verfolgen, zu hassen; wie beyde Partheyen auf Kanzeln und in Beichtstühlen das Volk aufhetzten; wie man die Jesuiten als Schismatiker und Spitzbuben von jeder Religionshandlung, sogar von Prozeßionen ausschloß, und die Jesuiten indessen sich unter die Flügel der Weisheit verkrochen, und den Bischof mit seinem Domkapitel bis zum Blutschwitzen schikanirten; wie eine Parthey gegen die andre geschriebene Pasquille ausbreitete, und Ehre und Gewissen verläugnete! — wenn man wüßte, wie kläglich jetzt noch

die Schulen beym königl. Institut bestellt sind, da entweder theils alte Jesuiten — im eigentlichen Sinne des Worts Jesuiten — die theologische Lehre behalten haben; theils aber wegen Mangel an Köpfen, da jeder Exjesuit Hals über Kopf strebt, lieber als Dechant oder Pfarrer bequem und gut bezahlt, nichts thun zu dürfen, als beym Institut schlecht bezahlt arbeiten zu müssen, ebenfalls neuangeworbene Knaben, die mindern und auch philosophischen Studien in die Hände bekommen haben, oder einem Professor bisweilen 3 bis 4 Fächer zugetheilt sind, von denen er mehr oder weniger nichts oder höchstens eines versteht. So ist — um einen bekannten Namen zu nennen — Herr Haberkorn von Habersfeld, Professor der Landwirthschaft, der schönen Wissenschaften, und der philosophischen Litterärgeschichte, und man ist noch uneinig, in welchem Fache er eigentlich der größte Ignorant sey, denn seine ganze Lehrmethode bestehet darinn, daß er seinen Zuhörern aus Schönfelds Landwirthschaft, aus Lindners (dieses Hauptpfuschers) Lehrbuch der schönen Wissenschaften, und aus Bruckers Geschichte der Philosophen unzusammenhängende Bruchstücke in die Feder diktirt, und die fernere Zeit seiner Lehrstunden mit Narrenspossen, und wie man mich auf Ehre und Gewissen versichert hat, mit schmutzigen Anekdoten aus dem Vade mecum

für lustige Leute anfüllt, so wie er seine leeren Stunden zum Zusammenstoppeln schlechter Predigten, wovon er schon ein Predigtwerk von etlichen zwanzig Medianbänden binnen 5 Jahren geliefert hat, verwendet. *)

Ein gewisser Schmidel, der über die höhere Mathematik liest, hatte vor einigen Jahren in einer Vorstadt einen Garten in Pacht, wo er seine Auditores fleißig mit Kegelschieben, Tabackrauchen und Biertrinken beschäftigte. Wer am stärksten soff, und das meiste Geld verzechte, bestand im Examen præclare. Gegen andre war der geistliche Herr Mathematiker nach seiner gewöhnlichen Sitte so ungeschliffen, wie ein Karrenzieher. — Man hat nach der Zeit seiner Gartenpachtung ein Ende gemacht, besonders weil man sich mancherley Anekdoten von mathematischen Konkurrenzen mit der Frau Gartenwirthin erzählte.

Ein

---

*) Während ich dieses schreibe, kömmt mir die Nachricht zu, daß dieser dreyfache Professor jetzt in die Theologie hinauf gerückt sey, und dort über Dogmatik u. d. gl. lese — das wahre Konterfey von dem Horazischen:

Olim truncus eram ficulnus, inutile lignum,
cum faber incertus, scamnum faceretve Priapum,
maluit esse Deum. Deus inde ego.

Nur daß leider dieser Deus entsetzlich nach dem inutile lignum aussieht.

Ein anderer ehmaliger Professor der philosophischen Studien, der jetzt ohnweit Glatz in der Seelsorge steht, Namens **Werner**, war einer der unerträglichsten Menschen, die je das Lehrerhandwerk getrieben haben mögen: ein Despot, der seine Zuhörer wie Buben behandelte: ein Bigott, wie es nur ein Narr seyn kann, ein Philosoph, mit dem man von Wort zu Wort aus dem Schulbuche sprechen mußte, sonst verstand er nichts davon, und setzte jeden, der klüger war als er, in die letzte Klasse.

Ich bin, da ich diese wenige Züge schlesisch-katholischer Aufklärung sammle, weit entfernt, jene würdigen Männer mit zu verstehen, welche wahrhaft aufgeklärt, aber nicht im Stande sind, ihre Aufklärung und die sichern Mittel dazu geltend zu machen. Ich habe, wenn ich von der schlechten Verfassung des königl. Schulleninstituts in Schlesien rede, keinen Zeplichal im Sinne, dem Deutschland und Friedrich das Zeugniß geben, daß er ein aufgeklärter, gelehrter und für die Wahrheit äußerst eifriger Mann ist. Ich kenne ihn nicht persönlich, kenne sogar nur einige seiner gründlichen Schriften; aber rechtschaffene und einsichtsvolle Männer haben mir für seine Denkungsart, seine Thätigkeit im Guten, und seine ausgebreiteten Kenntniße gebürgt. Nur sagen mir diese Männer auch, daß

bey der gegenwärtigen noch so zweifelhaften Verfassung des königl. Schuleninstituts ein Zeplichal sehr wenig ausrichten könne; der Titel Direktor sey fast grade für ihn nichts anders, als das Schiflein Petri, worauf er sich allein den Wogen und Wellen des um hin her stürmenden Meers aussetzen muß. Er ist das Opfer von unzähligen Kabalen geworden; der alte Jesuitismus, den er mit seinem Rocke fast ganz ausgezogen hat, kämpft mit vereinigten Kräften gegen ihn; seine Anstalten werden theils verlacht, theils vereitelt. Um seinen guten Unternehmungen nun vollends einen unübersteiglichen Stein in den Weg zu legen, ist seit kurzem sein Direktoriat so eingeschränkt worden, daß er nichts mehr thun darf, ohne daß 6 andere alte Rabbinen von Exjesuiten, die eine Art von Ausschuß ausmachen, darein willigen. Hieraus entstehen dann natürlich innerliche Gährungen im Institute, die keinen andern Grund, als Stolz, Eigendünkel, Zwanglosigkeit, Bosheit und — Dummheit haben, die ihm schon tausend Verdruß machten, und manchen jungen Mann, den er schützte, weil er ihn brauchen konnte, Leben, Gesundheit und Ruhe kostete. Die Mönche draußen, wozu vorzüglich der ganze Dom zu Breßlau, den einzigen würdigen Weihbischof v. Rothkirch ausgenommen, der auf seinem Platze das Nämliche ist, was Zeplichal auf dem seinigen, bis auf

den

den letzten Meßleser, ja bis auf einen der dümmsten und bigottesten Pfaffen im deutschen Reiche, Namens Joseph Petzelt *) gehört, treiben ge-

c 4 gen

*) Ich nenne diesen Meßleser hier darum ausdrücklich, weil man mir unter den Nachrichten, die ich seit langer Zeit aus Schlesien absichtlich aufsuchte, von ihm mancherley Dinge geschrieben hat, die eigends verdienen bekannter zu werden. Er war 20 Jahr verheurathet, hatte aber nie Kinder. In seiner Jugend war er Jesuitenkandidat, machte aber hernach von der Musik Profeßion. In dieser Qualität erhielt er mit der Zeit einen Dienst bey der breßlauer Domkirche. Hier in diesem Schlupfwinkel der Möncherey ergriff er bald — was er als Jesuitenkandidat, wissen mußte — die vortheilhafteste Parthey, machte mit den Geistlichen gemeine Sache, familiarisirte sich mit ihren Grundsätzen, wurde der bigotteste Fanatiker, und als Ehemann ein geschworner Cölibatarius. Seine Frau starb ihm endlich, und nun griff er mit Händen und Füssen nach der geweihten Kutte, und ließ sich zum Priester weihen. Der Dom und alle Mönche sahen den neuen Schwarzrock als ein geheiligtes Wunderthier an, und es fehlte nicht viel, so hätte man ihn bey lebendigem Leibe auf einen Altar gestellt. Seit dieser Zeit ist er der wüthendste Fanatiker, dem nichts als die Macht des spanischen

Groß-

gen ihn und seine Einrichtungen beynahe das nämliche Pfaffenspiel fort, welches sie in der kritischen Periode der Jesuitenaufhebung trieben. Sie kreuzigen sich vor allem, was Zeplichal zum Sieg der Vernunft zu unternehmen strebt. Es ist ihnen ein Skandal, daß nicht der Bischof die Lehrstühle vergeben darf; und als Friedrich bey

---

Großinquisitors fehlt, um der Vernunft von ganz Schlesien ein Auto da fe zuzubereiten. — Eigentlich gehört dieser Mensch in den Fantastenallmanach oben an, besonders giebt ihm folgende interessante Nachricht das giltigste Dekret dazu. Ein gewisser Gelehrter in Wien hatte im Jahre 1776 das seltsame Schicksal, während seines längeren Aufenthaltes in Breßlau, bey diesem Mann zu wohnen. Er traf ihn einigemal über protestantischen Büchern an, machte ihm die schrecklichsten Vorwürfe darüber, und kündigte ihm endlich, wenn er länger solche Bücher lesen würde, die Wohnung auf. Als dieser Gelehrte nach seiner Abreise von Breßlau, ein Buch dort drucken ließ, so war Petzelt besorgt, es in den römischen Index zu bringen, weil jener es nicht beym Domkapitel hatte censuriren lassen. — Ich gebe bey dieser Gelegenheit den Verfassern des Fantastenallmanachs den Wink, daß, wenn sie Mangel an Fantasten haben, sie nur nach Schlesien wandern dürfen. In Breßlau allein wollte ich ihnen 50 nennen.

bey Aufhebung des Jesuitenkollegiums zu Breßlau den Jesuiten die Schulen wieder übergab, so wollten die Kapuzen aller Arten rasend werden, daß sie von den Professuren ausgeschlossen blieben, und daß Friedrich gesagt hatte: Wenn ich Pfaffen für die katholischen Schulen haben muß, so sind die Jesuiten immer noch die klügsten, denn die andern sind Dummköpfe.

So steht es gegenwärtig mit dem königl. Schuleninstitut in Schlesien, diesem einzigen Hilfsmittel, wodurch etwa nach und nach einige Funken Licht ins Land gestreut werden sollen. Im übrigen, wo die Weisheit still zusieht, steht es so erbärmlich, daß man in laute Jeremiaden ausbrechen müßte, wenn man nur einen allgemeinen Umriß des sämmtlichen Esse in statu quo geben wollte. Die Mönche betteln und erpressen noch immer im ganzen Lande Allmosen für ihre Klöster; sie treiben alle zu dieser Absicht dienlichen Schelmereyen fort; sie verkaufen Amulete und Skapuliere, angerührte Bilder und Reliquien, Lukaszettel und Fieberbrodte; sie treiben Teufel aus, und segnen Küh- und Schweinställe ein, sie erlösen arme Seelen, und plündern das ohnehin arme Volk um Meßgelder; sie werben Bruderschaftsmitglieder an; sie machen Wallfahrten zu 12 bis 15 Meilen; sie halten Rosenkranzprozessionen; sie predigen eine schlech-

te Lehre; sie machen den Pabst zu dem, was er nicht ist; sie seufzen über die Toleranz und über die Vernunft in den kaiserlichen Staaten — und mästen sich vom Fett des Volks, und zahlen die höchsten Steuern im Lande.

Ich hab es schon oben gesagt, daß solche schädliche landverderbliche Misbräuche nur vou einer Weisheit geduldet werden können, die sich bey der Dummheit und dem Aberglaubeu des Volks wohl befindet, so wie nur jener eine solche Weisheit loben kann, der nie schädliche Misbräuche sah, oder sie für das zu erkennen genöthiget ist, wie sie die gelobte Weisheit zu benutzen weiß. Gewiß, mein Herr, Sie schrieben eine von den leersinnigen unmenschlichen Schmeicheleyen, die nichts als ein Blatt Papier, und ein gefühlloses Herz brauchen, als Sie nebst jener Weisheit auch die Menschenkennerey lobten, welche Sie aus der Duldung erwiesen schädlicher Misbräuche hervorleuchten sahen. Man kann, dünkt mich, Menschenkenner seyn, ohne die Pflicht des Menschenfreundes zu erfüllen. Man kann mit ein paar halbweg physiognomischen Augen den Kunstgriff weg haben, wie man arglose Menschen durch ihre eignen Schwachheiten und Thorheiten zu seinen Absichten modeln soll; man kann ohne Mühe einen Blinden in eine Grube stürzen, wenu der

Blin-

Blinde sich überredet, er gehe auf einem ganz ebnen Wege. Aber ob man hiebey als Menschenfreund handelt, da man als Menschenkenner den Narren an seinem selbst angelegten Seile herumführt, das ist eine andre Frage — oder es ist vielmehr keine, denn eine sehr alte Sittenregel sagt recht ausdrücklich: was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue du auch keinem andern; das heißt: so wie du nicht jedem einen Narren abgeben, und von ihm geplündert seyn willst, so habe du auch den andern — Unterthan oder Fürst — nicht für einen Narren, und plünder ihn nicht auf Kosten seiner Narrheit aus.

Sie werden mir also erlauben, die ganze gepriesene Weisheit und Menschenkennerey, wovon bis jetzt die Rede war, so verdächtig zu finden, als ich die freundschaftliche Sorge eines solchen verdächtig finden muß, der jemand am hellen Tage die Augen verbinden wollte, damit ihn die Sonne nicht blende. Erlauben Sie mir, Ihrem Könige dadurch meine Achtung zu bezeigen, daß ich mich überrede, diese Weisheit sey nie die Seinige gewesen; er dulde die Mönche, weil er vielleicht noch nicht Gelegenheit hatte, oder suchte, sie und ihre Wirkungen kennen zu lernen, weil er glaubt, die Mönche seyen blos ein pecus solvens, ohne ein pecus vorans zu seyn,

sie und ihre Mißbräuche brächten dem Lande keinen Schaden, weil der Fiskus ihren Nutzen fühlt *) und erlauben Sie mir auch zu muth-

mas-

*) Ich kann nicht umhin, Ihnen hier als Glosse eine Bemerkung vorzulegen, die einer unserer Schriftsteller ohnlängst, meines Erachtens, sehr richtig gemacht hat, und die meine so eben geschriebene Vermuthung in ein sehr helles Licht setzt. „Die Klöster und Stifter in dem Lande jenes „Fürsten (des Königs von Preußen) sind, wie „es das Land und die Stifter selbst wissen, „entweder die noch bestehenden wahren Schatz-„quellen des Regenten, oder sie sind durch zu „vieles Schatzgraben bereits so erschöpft, daß „ihre Aufhebung weiter nichts, als eine sehr „drückende Last für das Land werden müßte. „Die Kontribution, von welcher eine gewisse „Kabinetsordre sehr weislich Meldung macht, „werden von den dortigen Klöstern mehr als über „die Hälfte stärker, als von dem übrigen Lande „eingefodert. Ferner giebt es dort fast kei-„ne vermögende Abtey, die nicht zum Besten „des königlichen Fiscus eine oder mehr Fabri-„quen auf eigene Gefahr unterhalten müßte. „Die Benutzung der geistlichen Schätze macht „in jenen Ländern die vermögenden Klöster also „nicht so gar überflüssig, daß der Landesfürst zu

„ihrer

massen, daß er vermuthlich nicht der letzte seyn wird, einmal bey der Wachparade zu befehlen, — wenn denn schon alles bey der Wachtparade befohlen seyn muß — Mönchswesen in seinen Ländern die Fehde anzukündigen, wenn er durch das Sumsen und Kreischen seiner Lobredner aufmerksam gemacht, sich die Mühe nehmen dürfte, das Mönchswesen in eine ausgiebige Ueberlegnug zu ziehen, und den Schaden des Landes gegen den Nutzen des Fiskus mit wahrer Regenten Uneigennützigkeit abzuwägen.

Die-

„ ihrer ferneren Bestättigung ihnen nicht eine „ gnädige Kabinetsobre ausfertigen, und sich noch „ dafür auf Kanzeln loben, und durch Te Deum „ Laudamus dafür danken lassen sollte. Erst „ im Jahre 1777 hat man zu Breßlau die „ beyden ehedem reich dotirten Stifter der Prä- „ monstratenser zum heiligen Vinzens, und der „ Kreuzherren mit dem rothen Stern zum heil. „ Matthias in einen solchen Verfall ihrer Glücks- „ umstände kommen sehen, und zwar hauptsäch- „ lich, durch ihre Fabriquengeschäfte, daß der „ König genöthiget wurde, sie zu sequestriren, „ und ihre ganz verschuldeten Güter in eigene „ Verwaltung zu übernehmen.“ Sieh das „ zweitemal: Was ist der Staat? S. „ 82. 83.

Diese Lobredner — es läuft da so viel servum pecus von Flachköpfen mit unter, daß Friedrichs grosse Seele sich bey ihren abgeschmackten Wortdrescherenen oft sehr gekränkt fühlen muß. Ich führe Ihnen, der Verbrüderung wegen, einen Menschen auf, der sich ohnlängst auch damit abgegeben hat, sich durch einen elenden, hochtönenden Unsinn von Panegyricus, den er zuerst predigte, und dann, damit das Maaß voll würde, drucken ließ, an Ihrem grossen König versündigte, und bey allen vernünftigen Leuten, die etwa Notiz davon nahmen, prostituirte.

Dieser Mensch, von dem man mir vor zwey Jahren schrieb, er geniesse und rühme sich der besondern Gnade Ihres Königs, die ihn auch aus eignem Antrieb nach einer vierjährigen Seelsorge zum Dechant gemacht haben soll, ist wirklich der Dechant des Hultschiner Kirchsprengels in Oberschlesien, Herr Mathäus Wlokka, oder Wlocka. Er beschäftigte sich im verflossenen Jahre 1783. den 24ten Jäner damit, in der Pfarrkirche zu Leobschütz (auch in Oberschlesien) einen Schwall Hyperbeln und Galimathias als eine Volkspredigt zu deklamiren, die gegenwärtig das deusche Publikum durch die Mühewaltung eines Buchdruckers in Neiß auf 39 Quartseiten beliebig genießen kann.

Ich

Ich will mich nicht damit abgeben eine Revißion dieses erbärmlichen Schnickschnacks vorzunehmen. Nur sagen will ich, daß dieser Herr Mathäus Wlokka ein Exjesuit, und einer der gelehrtthuendsten Fasler ist, die irgend das liebe Schlesien nähren mag. Zu Ihrer und manches Andern Belustigung muß ich blos einige Stellen daraus abschreiben, denn die Sache scheint mir eine Rarität zu seyn, weil ich noch in keinem Katalog davon Meldung fand.

Der Titel ist dieser: „Weisheit und „Wohlthätigkeit, das glücklichste Loos der „Regenten. An dem festlich gefeierten Ge„burtstage Seiner Königl. Majestät unsers „allergnädigsten Herrn Friedrichs des II. „des Grossen in einer Rede abgehandelt.“

Er fängt gleich mit folgendem Nonsens an: „Der glückliche Erfolg, an welchen „sich heiße Wünsche schlossen, die wollüst„reiche Wirklichkeit, die vor unseren, und der „ganzen Welt Augen liegt, daß Lob und Eh„re, Schmuck und Zierde unsern allergnädig„sten König und Herrn verherrlichen, bestät„tigen beyde die Wahl meines Textes, und „rechtfertigen die Anwendung desselben auf den „heutigen Tag, den schönsten den fröhlichsten, „den nur ein Jahr unter der Menge seiner

„ Tage haben kann, den frohen Geburtstag
„ Sr. Majestät unsers Königs.“

„ Die treue Unterthanen Davids voll Ver-
„ trauens, voll Wünsche, voll guter Hofnun-
„ gen, sprachen ganz entzückt von ihrem Kö-
„ nige vor Gott: Herr, der König freuet sich
„ in deiner Kraft, du überschüttest ihn mit
„ guten Segen, du setzest eine güldene Krone
„ auf sein Haupt, du legest Lob und Schmuck
„ auf ihn. Eben diese Sprache muß heut die
„ unsrige seyn, da wir uns nicht in erwar-
„ teter Zukunft schmeicheln, sondern in verflo-
„ ßener, und durch feste Dauer mit der Ge-
„ genwärtigkeit immer fortrückenden Erfüllung
„ sehen, daß sich unser bester König in der
„ Kraft des Herrn erfreuet, in jener Kraft,
„ die sich mit seiner menschlichen verband, der-
„ selben aufhalf, und sie nie ohne Unter-
„ stützung ließ, in jener Kraft, der er sich so
„ meisterhaft zu bedienen wuste, um ewiges
„ Andenken erheischende Thaten zu vollbringen,
„ welche nicht nur ganz Europa mit Verwun-
„ derung erfüllt, sondern auch alle übrige
„ Welttheile in Erstaunen gesetzt haben; und
„ daher sind sein Lob, sein Schmuck, und sei-
„ ne grosse Zierde, welche durch alle Theile
„ des Erdrunds mehr als die Brillanten der
„ größten Krone glänzen, die allgemeine stau-

„ nen-

„ nende Aufmerksamkeit „, mehr als der Pö-
„ larstern das Aug der Seefahrer an sich
„ ziehen, welche der Nachruhm ohne Verlust zu
„ allen Nationen trug; die süssen Früchte sei-
„ ner Weisheit, und seiner Wohlthätigkeit,
„ der entsprechende Lohn seiner Regentenverdien-
„ ste, von welchen der Ruf unter die Völker
„ von Norden, bis Süd, Ost, und West ge-
„ drungen ist: Wer bin ich, daß ich nicht
„ schon verstumme? ich gestehe Ihnen aufrich-
„ tig meine in diesem Falle gewis nicht un-
„ rühmlich Zaghaftigkeit, daß ich ganz schüch-
„ tern die rednerische Bearbeitung eines so er-
„ habenen Gegenstandes unternehme: ich stehe,
„ sie sehen es selbsten, ich stehe vor einem gan-
„ zen Ocean, und da soll ich mich hinauswa-
„ gen? ich, der ich fühle, wie meine in die-
„ sem Meere untergetauchte Seele von jeder
„ Welle schon gedruckt ist? "

Ich sagte Ihnen, Sie sollten das Anzu-
führende als eine Geistsbelustigung ansehen;
aber Sie werden vermuthlich so gut als ich
ein Brechmittel daran bekommen haben. —
Doch hören Sie weiter.

" Europa! denn ihr übrige aus der
„ langen finsteren Nacht zur fal[illegible]en Däm-
„ merung emporsteigende Theile des Erdballs

„ dörfet euch keiner enscheidenden Stimme
„ anfugen, Europa! du sahest auf deinen
„ Thronen Monarchen, deren manche ganz
„ Helden, andere ganz Staatsmänner, jene
„ ganz Wohlthäter, diese ganz Beschützer der
„ Künste und der Musen waren, worunter vie-
„ le in der Ruhe des Friedens durch Beförde-
„ rung des wechselseitigen Handels, und gute
„ innere Landesverfassung groß, viele in dem
„ Geräusche des Krieges, durch Eroberungen
„ und Erweiterungen ihres Gebiets herrlich
„ geworden sind, und staunteſt sie voll
„ Bewunderung an; aber alle diese große
„ Vorzüge, und weit mehr als ich aus Dürf-
„ tigkeit des Ausdruckes zu nennen weiß,
„ in einem einzigen Monarchen, wie in ei-
„ nem glücklichen Mittelpunkte zusammen ge-
„ drängt, alle in der schönsten Verbindung,
„ sahest du sie, so wie an unserem König
„ Friederich dem Großen? lassen Sie meine
„ Freunde, die Sie mit der Geschichte ver-
„ traut sind, lassen Sie die Regenten verflosse-
„ ner Jahrhunderte ihre Aufmerksamkeit vor-
„ überziehen, fassen Sie jeden hervorstechenden
„ Charakter auf, stellen Sie mir ihn zur Ver-
„ gleichung her, und ich werde ihn für
„ meinen Satz gewinnen; selbst du ganz in
„ Dunkel verborgene Zukunft, wird nicht die
„ Erinnerung, den großen Fridrich König

von

„ von Preußen unter den Regenten gehabt zu
„ haben, stets dein stolzer Vorzug bleiben?
„ es rümpfe dabey niemand hämisch seine
„ Nase, es ist nicht ein erbitzter Enthusiasm,
„ der mir diese Sprache auf die Zunge legt,
„ ich rede aus Gründen. “

„ Themistokles hiete es für den höch-
„ sten Gipfel menschlicher Fähigkeit und
„ Weisheit einen Staat groß und hal-
„ bar zu machen, und diesem Grundsatze
„ zufolge gründete sich zu seinen Zeiten der
„ Ruhm dieses grossen Mannes weniger auf
„ seinen Marathonischen Sieg, und jenen bey
„ Salamis über die Perser, und die Artemisia
„ eine Königinn von Halikarnaß, und auf
„ die Befreyung des ganzen Greichenlandes
„ von diesen Feinden, als vielmehr auf die
„ Wiederherstellung von Athen, und auf die
„ Maasregeln, wodurch er den Grund zu der
„ Uibermacht legte, die seine Landsleute
„ über alle andere griechische Städte Sycion,
„ Lacedemon, Thebe, Kreta, und Macedonien
„ bekamen, und den kühnen Spartanern selbst
„ schröckbar wurden. “

„ Die ganze Weisheit des Epaminon-
„ das bestand darinn, daß sein Genie seinen

„ Landesleuten den Thebanern das größte Ansehen
„ zu geben wußte.

„ Die ganze Weisheit des Timoleon war
„ diese, daß er die Sirakusaner, welche eine
„ Beute der Tyrannen waren, zu einem großen
„ und herrlichen Volk machte. Eben darinn
„ ist die Weisheit unsers großen Königes zu
„ suchen; wer waren wir ehedem, oder viel-
„ mehr unsere Väter, die Aestier, Alanen,
„ Wenden, Quaden, Slezaken, Lygier, Sue-
„ wen, Semnonen, Gothen, Wandalen, Ry-
„ gier, Lemowyer? ein unbedeutendes, schwa-
„ ches, kleines Völkchen; zuweilen zwar auch
„ zahlreich, in den Catastropfen ihrer Tätigkeit
„ tapfer und herzhaft, aber immer zertrennt,
„ und deswegen auch immer ein Spielball
„ des Schicksals; wer sind wir jetzt? wache
„ auf gerechter Stolz! fühlen sie meine Freun-
„ de ihre Größe, welche auch die Nationen
„ fühlen, o daß ich mich darüber nach dem
„ ganzen Umfange dieser Größe ausdrücken
„ könnte! Frideriche, Alberte, Joannesse,
„ Joachime, George, Sigismunde, Wilhel-
„ me, unsterbliche Vorweser im Hause Bran-
„ denburg, lauter Ullysseße, Achileße, Ne-
„ store, Hektore legten den ersten Grund
„ hiezu."

Bis

Bis hieher haben Sie Unsinn gehört. Ich muß Ihnen aber auch noch eine Probe von Bosheit vorlegen, denn dieser Lobreder macht mit Ihnen darinn gemeine Sache, daß er hämische Ausfälle wagt, und gar, wo Sie nur schriben, seine Tücke predigt. Machen Sie sich aber auf einen Period gefaßt, bey dem Sie wenigstens zehnmal Athem holen müssen, ehe Sie ihn zu Ende bringen. Der Lobredner preist seinen Helden S. 11 auf folgende Art:

„ Schon als Monarch der ersten Tagen
„ wußte er nach Grundsätzen der Staatskunde
„ den Irrthum zu fliehen, aus welchem sich so
„ viele mit der Weishit zu brüsten berechtigen,
„ weil sie alles nach ihrem Eigendünkel und ih-
„ rem Steifsinne umformen, umkehren, um-
„ drehen, die Stimmung ihres Temperaments
„ zur einzigen und allgemeinen Richtungsregel
„ fest setzen, und nach einer gueberischen Einbil-
„ dung, als einem hiezu gewählten Compas,
„ jedem Dinge einen neuen Rang anweisen,
„ und dann mit Selbstgenügsamkeit darauf
„ schauen, als auf große für die Unvergessen-
„ heit verübte Thaten, weil ihnen erkaufte
„ Schmeichlerzungen den Beyfall sprechen;
„ und die durch panische Furcht erzwungene
„ Stimmen nichts daran auszusetzen und zu
„ tadeln, sondern alles zu loben finden; ohne

„ dem geringsten Mißtrauen in solche wetter-
„ launische Urtheile halten sie im ersten Hin-
„ blick Sternschnuppen für wahre Gestirne,
„ bereden sich, daß sie Himmel an zur Vollkom-
„ menheit klimmen, und ihre Höhe berits er-
„ reichet haben; es ist aber ein elender Eh-
„ rengipfel, der aus Sklavenschädeln aufge-
„ thürmt ist, und die ganze Welt ist hierinn
„ eines und eben desselben Sinnes, die unbe-
„ fangene Welt sieht alles in seiner Blöße,
„ und ohne den vorgehangenen Schleier, der
„ vor dem Geblendeten so manches bemän-
„ telt, und sie sieht, wie mißlich, und wie
„ leer es um die geträumte Größe stehe, welche
„ bey genauer Prüfung, wie ein Nebel, den
„ der Mittagsstral verzehrt, verschwindet, al-
„ les wird durch Contrastirung und Karrikatur
„ in ein heller Licht gestellt, der Nimbus wird
„ wegfallen, der manchen grossen glänzenden mit
„ Meteorendunst umlog. Nicht die Verände-
„ rungssucht, sondern der Verbeßerungsgeist ist
„ das Kennzeichen einer großen Seele; so wenig
„ sich Karl der fünfte durch sein Interim, Zeno
„ durch sein Henotikon, Harakltus durch seine Ekthe-
„ sis, Constans durch seinen Tipus unsterblich ge-
„ macht haben, lauter Verordnungen, welche Ver-
„ wegenheit ausgefertiget, und die Anmassung
„ unterzeichnet hat, Verordnungen, welche der
„ Saame langwieriger Unordnungen und Zer-

rüt-

„ rüttungen waren, eben so wenig wird die
„ Welt, die sich nicht immer täuschen und
„ blenden läßt, die grossen für weise halten,
„ welche mit ihrer Macht alles verwägen durch-
„ setzen, ohne Rücksicht wie gerecht, wie bil-
„ lig, und wie menschenfreundlich es seye,
„ welche das System ihres Eigendünkels aus-
„ führen, ohne Achtung, daß tausende zum
„ Opfer werden müssen, und ohne Erinne-
„ rung, daß sie dem ewigen, und ihrem eige-
„ nen Gewissen Rechenschaft schuldig sind, und
„ daß sie das Publikum selbsten nach allen Sei-
„ ten prüfe, und streng beurtheile.“

Sie sehen, wie glücklich dieser Lobredner schon vor Ihnen Dinge beseufzen und in ein schiefes Licht stellen konnte, von denen er eben so wenig Kenntniß haben muß, als Sie selbst. Aber wahrhaftig, wir in Oesterreich beneiden kein Land und keinen Monarchen um solche kahlplaudernde und unbesonnene Volkssprecher, die sich auf ihrem Dreyfuß ein so wichtiges Ansehen geben, als ob sie wirklich was in der Welt zu reden hätten. Aber was sage ich von Beneiden? Stolz und froh müssen wir über unsre, wenigstens in diesem Fache allgemein vernünftigere Geistliche und Prediger seyn, deren es sich noch kein einziger einfallen ließ, auf

der Kanzel gegen Monarchen und politische Anstalten fremder Gegenden zu sprechen.

Doch vielleicht ist dies auch eine von den unglücklichen Folgen, daß bey uns nicht mehr alles in statu quo ist, wie es ehedem war, und vielleicht fordert das schlesische Esse in statu quo Lobredner, die sich bemühen müssen, das Volk den Himmel für eine Baßgeige ansehen zu machen. ꝛc.

Vierter Brief.

Sie haben gesehen, mein Herr, daß es nicht an Datis und Faktis fehlt, zu demjenigen, was bey uns so unglücklich reformirt seyn soll, aus Ihrer Nachbarschaft Gegenbilder aufzustellen, die einen ziemlich merkwürdigen Kontrast geben. Wär ich nicht so sehr ein Freund der beliebten Kürze, und wär es nicht überhaupt ein unangenehmes Geschäft, lauter odiosa ans Licht zu bringen, ich hätte Ihnen mit einem so dicken Bändchen schlesischer Sottisen aufwarten können, als Ihre Briefe sind. Ich begnüge mich aber an diesem Schattenrisse, in der Erwartung, welche

Wir-

Wirkung er wohl etwa thun möchte. Unser und Ihr Publikum soll blos auf gewisse Dinge aufmerksam werden, die es bisher ganz ausser Acht zu lassen schien. Es würde aber diese Dinge nicht erfahren haben, wenn die Aufklärung in Norden nicht einen so besondern Gang gegen die Aufklärung in Süden zu nehmen gewohnt wäre, daß man sich sehr schwer ohne Blutvergießen nothwehren kann.

Ich ziehe jetzt einen Vorhang über das Geschehene und Gesagte, und bitte mir Ihre Begleitung ferner auf der Straße der Berichtigung und Zurechtweisung aus. Da es gleichgültig ist, wo man in einem solchen Geschäft anfängt, so darf man in Ihre Beschuldigungen nur gerade wie in einen Glückshafen greifen; man zieht immer eine volle Hand heraus. — Also für diesen Brief nur zwey Worte über Ihren fünften, sechsten und siebenten.

Es ist, dünkt mich, keine Schande, zu gestehen, daß man in Oesterreich nicht so grosse Profession von der politischen, statistischen, militärischen, litterarischen Omnisciätät macht, daß man über Alles reden, und in allen Fächern schief räsonniren könnte. Ich glaube, meine Landsleute verzeihen mirs, wenn ich eine Sache unberäsonnirt und unvertheidigt lasse,

die meistens ganz ausser dem Gesichtskreis meiner Beschäftigungen liegt. Vielleicht ist dieser der nämliche Fall bey Ihnen; vermuthlich sind Sie eben so wenig Kriegsgelehrter als ich; das haben Ihnen wenigstens Leute, die solche Gelehrsamkeit bey uns ex officio treiben, sehr offenherzig nachgesagt. Indessen, Sie haben gesprochen, und wer spricht, will sein Handwerk verstanden haben.

Sehr wunderbar ist es, daß ein Mann, der dessen gar keinen Gewinn, gar nicht den geringsten redlichen und vernünftigen Endzweck haben kann, sich so heißhungrig damit abgiebt, die österreichischen Kriegshelden eine biographisch Revüe passiren zu lassen; daß er die Todten aufweckt um die Lebendigen begraben zu können. Mich dünkt, jedes Urtheil eines Ausländers müsse in solchen Fällen, es sey noch so künstlich in die Maske der Unpartheylichkeit eingehüllt, verdächtig und unrichtig scheinen. Der Ausländer kann bey Kriegsgeschäften, denen die neue europäische Politik aus allen andern das geheimnißreichste Siegel aufgedrückt hat, höchstens nur das mit Grund beurtheilen, was er sieht; er kann blos über die Wirkungen sprechen; aber jede verdeckte Ursache, jede geheime Triebfeder wird und kann ihm sehr schwer bekannt seyn. Hiezu kömmt noch, daß selbst das

bündigste

bündigste Zurückschliessen von der Wirkung auf die Ursache äusserst schief werden muß, wenn man erwägt, daß eben nicht jede angelegte Triebfeder ihre abgezielte Wirkung erreicht, daß Zufälle und augenblickliche Umstände oft die richtigsten Entwürfe umstossen, und Wirkungen des Ohngefährs, die gar keine bestimmte Ursache haben, entstehen.

Diese paar so leichte Schlüsse scheinen Ihnen ganz entgangen zu seyn, als Sie unsern theoretischen Lascy, in der Paralelle mit dem Praktikus Daun so verschwinden machten, wie ein Irrlicht vor der Morgensonne. Ohne ein paar eben so leichte Untersuchungen über die kriegerische Theorie selbst zu wagen, ohne das Talent des denkenden und theoretischen Fabius — Preußen nennt seinen Heinrich so, und Rammler hat den Fabius-Heinrich an die Säule der Unsterblichkeit geschrieben — zu prüfen, ohne den Aufwand von gesammelter Erfahrung, eigenen Einsichten, Selbstdenken, Anwenden ꝛc. zu berechnen, der in dem Kopfe des Theoretikers liegen muß — gnügt es Ihnen, über den Theoretiker die Achsel zu zücken, und hohnzulächeln: daß er kein Exerziermeister ist.

Ein Wort im Vertrauen, mein Herr! Es ist Ihnen so viel daran gelegen, einem jeden

das

das Seinige zu geben, keinen um einen Gran Verdienst zu bringen. Sehr billig. Daun ist also in jedem Betracht ein größerer Mann als Lascy; Daun ist Praktikus, Lascy Theoretikus, und Ihrer Meinung nach, ein sehr mittelmäßiger: Friedrich ist aber beydes, im Krieg und Frieden. Weit entfernt dies zu läugnen, will ich nur erzählen, was mir durch meine eignen, und fremde sehr richtig sehende Augen von den Wirkungen dieses zweyfachen Talents bekannt ist.

Seitdem durch die Weisheit aus Norden die stehenden großen Armeen eine Landplage geworden sind, die zum System der neuen besten Welt gehören, so ist auch der Probierstein des theoretischen Kriegstalents in Kriegs- und Friedenszeiten der Zustand des Soldaten und des Landes geworden. Sie sehen, daß ich die Sache nicht so abstrakt und scientifisch betrachten mag wie Sie, sondern daß ich blos die Realität derselben beherzige und des Redens werth finde.

Der preußische Soldat ist in allem Betracht ein armes Geschöpf, für das man zu wenig sagt, wenn man es einen Sklaven nennt. Die sehr geringe Löhnung, die kaum die nö-

thigsten

thigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigin hinreichen kann, muß dem guten Geschöpf auch noch die Schatzquelle zu seinem Putzwesen, seiner Pomade, seinem Puder, seinem Wachs u. d. gl. seyn, denn der preußische Soldat muß ein sehr nettes Aussehen haben. Der Offizier ist dessen unumschränkter Despot, und die Subordination geht so weit, daß der gemeine Mann kein finsteres Gesicht gegen seinen Tyrann machen darf, wenn ihm wegen einer verfehlten Wendung die Kinnlade eingestoßen, ein Auge ausgeschlagen, oder ein Bein in Stücke geprügelt wird. Ich habe mit meinen Augen solche Negerauftritte gesehen. — Jeder Laune des Offiziers steht es frey, jeden Schein eines Vergehens, und wenn es auch nur dieses wäre, daß der Soldat eine Locke mehr weiß gepudert hätte, als die andre, mit 25 oder mehr Stockschlägen rügen zu lassen. Jedem Staabsoffizier muß ins Gewehr geruffen werden, und wenn irgend eine der an allen Ecken der Stadt ausgestellten Wachen aus Augenschwäche oder wie immer den dreyhundert Schritte entfernten Staabsoffizier nicht bemerkt, und das Signal schreyt, so hat der arme Teufel seine 25 baare richtig verdient. Wenn man die meisten Staabsoffiziere von ihren gemeinen Leuten reden hört, so vernimmt man selten andre Ausdrücke, als: Hunde, Bestien, Schwerenothskanaille ꝛc. —

Ich

Ich glaube, daß dieses Ihnen nichts Neues seyn wird; Sie haben ja unter andern den General Lettow in Berlin, den ich einst, als er noch Oberster zu Frankenstein war, einem alten Grenadier mit eigner Hand sechs Zähne in den Hals hineinprügeln sah, weil dieser den Kopf nicht so grade halten konnte, als der Herr Oberste wollte.

Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen nur diesen Namen genannt habe, Wollte ich mehrere nennen, so wär ich in die Nothwendigkeit gesetzt, alle zu nennen, und ich möchte meinen Landsleuten nicht gern Seufzer über die verwahrloste Menschheit abzwingen.

Dieß ist in wenig Worten das Loos des preußischen Kriegsmannes mit 6 Kreuzer dortigen Geldes. So genießt er den wohlthätigen Einfluß der dortigen Friedenstheorie. Aber dafür giebt er auch bey Gelegenheit der Kriegspraxis thätige Beweise seines Wohlbehagens. Ich will Ihnen nicht sagen, daß ich beym Anfange des letzten Feldzuges in verschiedenen schlesischen Städten Augen- und Ohrenzeuge war entweder von den wüthenden Komplotten und Zusammenschwörungen gegen die friedlichen Tyrannen, oder von den lauten Ausbrüchen der Furcht und des Schreckens, welcher ganze Re-

gimen-

gimenter befiel, als sie Ernst sahen, gegen Josephs junge ungeübte Krieger ausrücken zu müssen. Nein, nicht ich will Ihnen dieses sagen; gehen Sie nach Breßlau, Neiß, Liegnitz, Schweidnitz, lassen Sie sich dort von redlichen und wahrheitredenden Leuten Nachricht geben, und Sie werden mit Recht, so wie ich dort, erstaunen über die wunderbaren Wirkungen des Kriegsgeistes, der in diesen neuern Zeiten über den größeren Theil der preußischen Armee gekommen seyn muß. Daß an meiner Relation wenigstens etwas Wahres seyn muß, läßt sich aus der unglaublichen Menge der Ueberläufer, aus den zusammengerafften Rekrutentransporten, und aus dem ganzen schlesischen Elend schließen, indem es im Jahre 1779 bereits so weit gekommen war, daß manches Stück Acker wüst liegen blieb, weil die nöthigsten Ackersleute die Muskete tragen mußten.

Aus jenem damaligen Elende läßt sich nun von selbst auf die Glückseligkeit schließen, welche die belobte Friedenstheorie auch über das ganze Land verbreiten mag. Wenn die politischen Rechenmeister kein falsches Plus gemacht haben, so hat Schlesien 60000 Soldaten in seinen Gränzen. Man kann also ziemlich arithmetisch schließen, daß, so wie man in Spanien und Portugall auf jeden Zehnten Mann einen

Pfaffen rechnet, in Schlesien beyläufig der zehnte Mann entweder Soldat oder auch Pfaffe ist — weil alles in statu quo ist, und Schlesien über hundert Klöster hat, die ganze Volksmenge aber kaum auf 1½ Million berechnet wird. Nach diesem System ist im eigentlichen Sinne fast Niemand vor der Aushebung sicher. Alle Eltern sehen ihre Kinder, so wie sie zum Jünglingsalter heranwachsen, mit Schmerzen an, denn jede Stunde muß sie in Furcht setzen, daß ihnen ihre Kinder genommen werden. — Selbst das gerühmte Esse in statu quo wird durch die Rekrutirung aus seinem Gleichgewicht gehoben, denn der Pfaffe muß dem Soldaten nachstehen; nur wer ein Krüpel oder nicht maaßrecht ist, darf in die Kutte kriechen. Es giebt zwar Ausnahmen; aber sie sind selten, und es gehören gute Fürsprecher dazu.

Ueberhaupt ist das ganze militärische Betragen gegen das Land eine Art Sultanität, die an den christlichen Sklavenhandel gränzt. Wehe dem unglücklichen Jüngling, der sich einem General mit der Bitte um seine Loslassung vorstellen läßt! Himmel und Erde möchte sich oft von den tollen Flüchen, die da über den armen Jungen ausgetobt werden, bewegen; und eine edle Seele müßte sich gegen die tartarische Rohigkeit manches generalisirten Kriegsknechts

mit

mit der Heftigkeit des menschlichen Selbstgefühls empören, wenn nicht, so zu sagen Beil und Strang, und der verjährte Druck der seelentödtenden Knechtschaft sogleich die Zunge lähmte.

Kennen Sie mein Herr, den General Rothkirch in Neiß, diesen erklärten Menschenfeind, diesen Gegenfüßler jedes edlen Menschengefühls? Vor fünf Jahren schrieb mir ein niedergebeugter Vater, mein alter Freund, daß er seinen Sohn, einen stillen, jungen Menschen von sehr mittler Größe, diesem Bassa aufgeführt, und um seine Loslassung gebeten habe. Er traf grade die Gemahlinn des Generals im Vorzimmer, bat sie um ihre Beyhilfe; die sanfte Frau nahm den guten Jungen bey der Hand, stellte ihn ihrem Gemahl vor, und erbat sich dessen Loslassung, als einen Beweis seiner Liebe. — Sie werden sagen, das war von der guten Frau ein wenig unklug. Das mag es seyn. Aber so war es von dem Manne unsinnig, die Frau mit der äußersten Wuth aus dem Zimmer zu jagen — man sagt zu prügeln — den Schwur zu thun: daß, wenn Gott Vater vom Himmel käme und bäte, er ihn davon jagen würde — und, ohne weiter zu fragen, dem jungen Menschen den blauen Rock anziehen zu lassen.

Dieser einzige Zug, den ich mit hundert andern vermehren könnte, wenn ich nur zehn Namen nennen wollte, mag Ihnen zur Ueberraschung wenigstens genug seyn, und zu einem kleinen Maaßstabe dienen, das Glück des Landes zu schätzen, welches mit einer solchen Militärtheorie gesegnet ist. Nehmen sie noch dazu, daß beym Ausbruch des letzten Kriegs wenigstens 50 der fähigsten Köpfe aus den schlesischen katholischen Schulen ausgehoben wurden, weil sie das Maaß hatten — daß vielleicht hundert gutgewachsene junge Leute aus den Schulen nach Oesterreich und Pohlen durchgiengen; daß man viele Eltern, weil sie nicht im Stande waren, ihre Söhne wieder zu schaffen, in den Arrest warf, und Haus und Hof in Beschlag nahm — und sagen Sie mir dann noch einmal, welchen wohlthätigen Einfluß das liebe Ländlein Schlesien z. B. von der gerühmten Friedens- und Kriegstheorie und Praxis geniesse?

Ich habe Ihnen dieses Wenige deßwegen erzählt, damit Sie jetzt einen bedächtlicheren Blick auf die Theorien Josephs und Lascys werfen können. Sie sollen keine förmliche Parallele, keinen Gegensatz zu dem Angezeigten hören; ich will sie nicht von dem Zustande des österreichischen Soldaten und des Landes, in militärischer Hinsicht betrachtet, unterrichten; ich

will nichts davon sagen, wie in Oesterreich der Soldat lebt, und wie das Land nicht seufzt — sondern Sie selbst mögen zu uns fragen und sehen kommen, und mögen es der Welt sagen, wie Josephs und Lascys blosse Theorie gegen die preußische Praxis zur Zeit des Friedens absticht.

Und im Kriege — ich mag, ich will nicht das hämisch - alberne Gewäsch berühen, das Sie über den bayrischen Schattenkrieg machen. Ich müßte ein förmliches Journal des ganzen Vorgangs drucken lassen, um rechtskräftig alle Ihre falsche Behauptungen zu rügen. Nicht nur der Dichter, der Zeuge der Wahrheit sang dem deutschen Vaterlande: — Joseph

Harrte des dräuenden Königs
Der blauen Geschwader. Er kam.
Da schwang sich in fürstlicher Seele
Von Joseph der edelste Seufzer empor:
O König, am Ende der Tage
Wie würdig in Friede zu ruhn!
Noch zog er. Da schwang sich ein Zweyter:
Ach! Schwerter von deurschen gezücket auf mich!
Noch zog er. Da brach es dem Herrscher
Vom Munde: nicht weiter! Er stand.

Er stand aber wohl nicht, weil er wollte, sondern weil er mußte. Man weiß es freylich

bey uns, und hört es von Ihnen neuerdings, daß Preußen sich dafür angesehen wissen wollte, als habe es blos das bescheidne Absehen im Schilde geführt: Oesterreich in Zucht und Respekt zu erhalten. Es entsteht aber bey dieser Pantalonade nur die Frage: ob ein solches Absehen mit dem Vorhaben, im Trüben zu fischen, vereinigt werden könne? Verschiedene Politiker haben es schon sehr vereinbarlich gefunden. Sie haben bemerkt, daß der Einbruch in ein fremdes Land nicht die blosse Respekterhaltung zum Grunde haben könne, denn wer nicht persönliche Feindseligkeiten, persönliche Absichten im Schilde führt, bleibt innerhalb oder an den Gränzen seines Landes stehen, und wartet bis man ihn herausholt. Die preußische Armee kam ungebeten nach Böhmen, vermuthlich, weil sie es bequemer fand, in einem fremden Lande zu plündern, als sich mit eigner Münze zu bezahlen.

Die Prahlerey, als hätte man es aus Uebelbewustseyn, aus Furcht u. d. gl. vermieden, von österreichischer Seite eine Feldschlacht zu liefern, ist so albern, daß ganz Europa darüber lachen muß. — Man kann freylich von ungeschehenen Dingen nicht reden; ich wenigstens will es nicht. Sie verstehen dieses Handwerk besser. Aber möchte doch nur jetzt die ganze preußische Armee noch

einmal

einmal so stehen, wie sie gegen Ende August 1778 stand, und möchte jene Schonung, mit welcher man die feindlichen Lager sich zurückziehen, und in die Gebirge verkriechen ließ, zum feindlichen Ernste werden — dann wollten wir sehen, wie laut man jene Prahlerey noch wagen würde. Preußen, das sich bey seinen Lobrednern so viele große Heldenthaten bey dem ganzen quiescirenden Kriegsrummel vorrühmen läßt, sollte sich doch in 6 Jahren noch erinnern, wie mühselig seine Armee nach Hause kam, wie muthlos der gemeine Mann, und wie die Armee fast um ein Drittheil kürzer geworden war.

Es ist so weit auch gewiß keine Verkleinerung der unsterblichen, jedem braven Oesterreicher unvergeßlichen Theresia, wenn man sagt, daß jene Schonung gegen die preußische Armee, jenes Vermeiden einer offenen Feldschlacht ihr Werk war. Voll jener nachgiebigen Güte, die sie zur besten der Frauen ihres Jahrhunderts, aber auch ihre Gegner übermüthig gegen sie machte, konnte sie den für sie schmerzlichen Gedanken nicht ertragen, auch ihr grauendes Haar am Rande des Grabes noch einmal mit dem vom Blute ihrer Kinder befeuchteten Lorbeer zu krönen; sie war zu gefühlvoll, zu sehr Mutter ihres Landes, um sich in ihren alten Tagen den Vorwurf auch singen lassen zu müssen: O

Theresia! wie würdig in Friede zu ruhn! Ihr Herz wußte sich in jener Weisheit seliger, welche lieber verliehrt und ruhe gewinnt, als in jener, die ungnügsam feindselige Hände gegen das Glück der Länder ausstreckt. Der Beweggünde hiezu gab es denn aber auch mancherley. Man wußte Wege zu finden, dem Herzen Theresiens beyzukommen, ihre Güte zu benutzen, um sich aus dem Gedränge zu ziehen. Die nachgiebigen und bekümmerten Regotiationen von der schlesischen Gränze her sind kein Geheimniß. Man flüsterte sichs schon im Jahre 1778 in die Ohren, und jetzt sagt man es ganz in Deutschland: laut daß das Suchen und Benutzeu der Güte der **Mutter** in dem Grade thäthiger wurde, als die Kriegspraxis des **Sohnes** gegen den Feind Ernst machte. Preussische Offiziere, die keine Winbeutel waren, gestanden selbst sehr offenherzig, daß der österreichische Angrif ihnen bey manchem kritischen Zeitpunkte eben nicht sehr willkommen gewesen wär; und die Zeitgeschichte erzählte ja allenthalben, daß, während der preußische gemeine Mann sein Heil meistens in einer ängstlichen Muthlosigkeit suchte, der Ungar und Oesterreicher vor Unwillen knirschte, daß er nicht zugreifen durfte.

Es wird also immer Wahrheit bleiben, daß Theresia, zu ihrem verdienstlichen Ruhme

ins

ins Mittel trat, und durch ihr Gebot die heftigeren Ausbrüche der kriegerischen Feindseligkeiten hemmte. Sage wer da will, dies Geständniß sey Verkleinerung der verklärten Monarchinn, so wird er immer etwas Ungereimtes sagen. Es ist über allen Glauben sonderbar, daß man uns blind, partheyisch und wohl gar zu Lügnern machen will, die ein Faktum läugnen sollen, das alle Welt weiß. Wir haben Preußen nie zugemuthet, daß es von seinem Monarchen andere Thaten glauben und erzählen soll, als die es gesehen hat und weiß; wir fordern nicht, daß man dort die Thatsache: Friederich habe an die gütige Weisheit Theresiens appellirt, bezweyfeln soll; warum dringt man uns auf, die zweyte Thatsache: Theresia habe aus gütiger Weisheit eine Feldschlacht verhindert, nicht zu glauben?

Mehrere diesen Thatsachen ähnliche würde man aber leicht anführen können, und wohl gar anführen müssen, wenn man das Geschäft auf sich nähme, eine **geheime** Geschichte aller preußischen Feldzüge gegen Oesterreich zu schreiben. Da das Papier die glückliche Gabe hat, mit gleicher Geduld Lüge und Wahrheit anzunehmen, so hat man uns seit dem ersten preußischen Kriege so manche gedruckte Nachrichten vorerzählt, deren viele bis ans Ende der Ta-

ge auf ihre Wahrheit und Bestättigung warten werden.

Die Kriege, welche man auf dem Throne führt, sind und waren jederzeit Wagstücke, denen man, wenigstens nicht mit Gewißheit, die glücklichsten Erfolge prophezeyhen konnte. Die geheimen Kanzleyen, aus welchen der General seine Ordre erhalten muß, ob er da angreifen, und dort still stehen soll, gehören in die Zahl jener seltnen Meisterstücke, die nur dann ihre reelle Existenz und Wirksamkeit gewinnen möchten, wenn einmal durch den gefundenen Stein der Weisen Wunderdinge auf Erden hervorgehen werden, von denen uns bis jetzt nur die bloße Möglichkeit einleuchtet.

So oft ich von solchen Kanzleyen reden höre, so fällt mir ein, was Götz von Berlichingen so richtig und treffend zu seinem Freund Sickingen sagt. „ So kamen sie mir „ auch einmal, wie ich dem Pfalzgraf zugesagt „ hatte gegen Konrad Schotten zu dienen; „ da legt er mir einen Zettel aus der Kanzley „ vor, wie ich reiten und mich halten sollt; „ da warf ich den Räthen das Papier wieder „ dar, und sagte: ich wüßt nicht darnach zu „ handeln; ich weiß nicht, was mir begegnen „ mag, das steht nicht im Zettel; ich muß die

„ Augen

„ Augen selbst aufthun, und sehn, was ich
„ zu schaffen hab.“

Grade so wird jener kommandirende General sprechen, der gegen den Feind ziehen muß. Wer gebundene Hände hat, kann nicht sagen, daß er frey ist; und wer bey jedem vorkommenden wichtigen Unternehmen erst fragen muß, ob er es wagen darf, ist ein Sklave, der nicht nach seinen besten Kenntnissen, und nach der Lage der eingetretenen Umstände handelt, sondern wie eine Maschine, die ihre Richtung so nimmt, wie der Wind aus dem Felleisen des Kouriers bläst. — Lassen Sie uns aufrichtig einander die Wahrheit sagen. Manches glückliche Ohngefähr, welches in den drey preußischen Kriegen Ihrem Friedrich in die Hände lief, und der Vorsprung zu größeren Unternehmungen war, würde nie vorhanden gewesen seyn, wenn nicht gebundene Hände solche Ohngefähre sich selbst öfters hätten müssen entschlüpfen lassen.

Im letzten bayrischen Feldzuge hat es solcher Ohngefähr wieder so viele gegeben, daß selbst der gemeine Mann oft unmuthig wurde, wenn er so zusehen mußte, daß ihm mancher Fang so nahe bey der Nase vorüberflog, daß er nur hätte zugreifen dürfen. Glücklicherweise

hatten aber doch diese Ohngefähre jene verderbliche Wirkung nicht mehr, wie ehedem. Die Gegenwart eines einzigen Mannes war im Stande die meisten Endzwecke zu vereiteln, die man ohne ihn vermuthlich besser zu erreichen sich geschmeichelt haben würde. Ganz Europa so zu sagen, erstaunte, daß diesmal alles Finessenwerk so gar schlecht gelingen wollte; man fürchtete hie und da wegen gewohnten Erfahrungen, daß der Feind bey seiner ruhigen Stille wohl Pläne ausdenken könnte, deren Ausführung desto nachdrücklicher seyn würde, als jedes Wetter, das lange im Hinterhalte kocht, immer mit größerer Gefahr auszubrechen pflegt. Allein wir haben fast gar keine Ausführung irgend eines solchen Plans wahrgenommen; immer blieb es bey dem sehr einfachen Plane des Stillstehens, des Zurückweichens; keine wohlüberdachte Kriegslist wollte sich aus den wohlverschanzten Gebirgen hervorwagen; man schien zufrieden, wenn man nur unangegriffen, unaufgefodert zu Kriegslisten bliebe.

Der unbefangene Zuschauer konnte hieraus sehr natürlich den Schluß ziehen, daß gegen den Feind eine solche Vorsorge getroffen seyn mußte, die ihn nöthigte, sich da ruhig zu halten, wo er war; die ihm alles Finessenwerk verbitterte, und alle Machinationen der Kriegs-

list

list vereitelte. Es ist hier, wie Sie wohl denken werden, die Rede von größeren Vorfällen, aber von keinen Husarenscharmützeln.

Unter diesen größeren Vorfällen verstehe ich solche, wie sie uns der Dichter, welchen ich oben schon anführte, als treuer Wahrheitszeuge erzählt hat.

Und sing' ich, wie Friedrich versuchte
Durch Berge dem tapferen Bruder zu nahn?
Und sagten die flüchtigen Zeugen
Nicht lange den Sauen: Umsonst!

Zwar stürzte—verschweig es, Gesang! nicht—
Von Sachsen geleitet, ein Bergstrom in Nacht,
Der tapfere Bruder des Helden
Die Fluren der Böhmen heran.

Doch wie sich dem Schooße des Weiters,
Das schweigend unwirthliche Berge bedeckt,
Zur schrecklichen Reife gekochet
Der Flügel des Keiles entreißt,

So

So riß sich aus Josephs Versuchten
Ein grosser, gefürchteter Namen hervor.
Der Krieger hört: Laudon! und jauchzet:
Gelingen ha muß es mit ihm!

Gelungen! Der fürstliche Gegner
Versprach sich den Winter in Böhmen umsonst,
Er kehrte mit schwächerem Heere
Vom nahenden Schützer gedrängt.

Es wird nicht nöthig seyn, über diese wenigen Strophen erst einen erläuternden Kommentar zu schreiben, die Sachen sind alle noch in zu frischem Andenken.

Vielmehr muß man mit einigen Worten auf das Entstehen des bayrischen Zwists zurück denken; man muß fragen, ob denn die Absichten, welche diesen Zwist eigentlich veranlaßten, wirklich so edel waren, als man uns gern überreden möchte? Die Schiedsrichtermine sah ein wenig zu verdächtig aus; denn überhaupt soll kein Schiedsrichter mit seiner Faust zuerst zugreifen. Es war in der That ein sehr kennba-

rer

rer Zug von Nimmerruhe, daß Preußens Friedrich im Jahre 1778 mit gewaffneter Hand Unterhandlungen zu stöhren, und ungiltig zu machen suchte, die am Schluß des Jahrs 1777 friedlich und verträglich entschieden worden waren. Das Feuer der Zwietracht mußte in die Traktaten des Friedens geblasen werden, und Preußen mußte seine Soldaten, die seit 1763 müßig gelegen hatten, wieder einmal in dem Lande des angefeindeten Nachbars exerciren.

Man hat schon so oft über die preußische Maxime: Ueberall die Hand mit im Spiele zu haben, die Achsel gezuckt; man hat diese Maxime so oft befolgt gesehen, ohne daß wahre Ehre dabey zu verdienen war. Die bayrische Mediation scheint mit allem Recht unter diese Rubrik zu gehören.

Die neuern europäischen Staatsangelegenheiten sehen in Hinsicht auf preußische Theilnehmung nicht viel besser aus. Die Danziger Angelegenheiten machen viele Politiker sehr stutzen. Jene zu Konstantinopel werfen auch so ein Licht auf die nordischen Schiedsrichterabsichten, daß man sich wirklich wundern muß, wie unsre immer so sehr gesprächigen Zeitungsschreiber darüber noch nicht recht mit der Sprache heraus wollen. Doch die alles aufklärende Zeit wird schon auch

hier ihre Dienste thun, und vielleicht erfahren wir gelegenheitlich manche Begebenheit, die dem deutschen Jesuitismus Ehre macht.

Ich werde weiter unten die Ehre haben, über Jesuiten und Jesuitismus einige flüchtige Anmerkungen zu machen. Hier will ich, da mir dieser Name wie von ohngefähr in die Feder kömmt, blos so viel sagen: daß Preußen immer sehr wohl daran thut, dem Jesuitismus ein gnädiges Auge zu gönnen. Wer weiß, ob man im letzten Schattenkriege mit einer so heilen Haut heimgezogen wäre, wenn nicht der jederzeit so friedselige Jesuitismus das Seinige beygetragen hätte, dem Blutvergiessen gleich anfänglich den sichersten Einhalt zu thun. Die Friedseligkeit dieses Jesuitismus ist ja bekanntermassen so groß, daß er es sich öfters manchen theuren Geldtransport kosten läßt, um die Verzweiflenden abzuhalten, daß sie nicht, aus Hunger, über ihre Feinde herfallen, und in ihrer Verzweiflung deren Fleisch uud Blut aufzehren. Er spionirt lieber voll christlicher Liebe bey Freund und Feind herum, damit er ja nur die wahren Absichten inne werde, um aus Dankbarkeit für Schutz, seinem Freunde die schuldige Nachricht davon geben zu können; denn auch er hat gern überall die Hand im Spiele; denn auch er schiedsrichtert gern, bläst gern kleine Funken zu grossen Flammen an,

und kann nie ruhig sitzen, wenn ein paar andre vor seinem Angesicht sich balgen.

Doch, sage ich mit Lenz, dies sind so Gedanken neben dem Todtenkopf auf der Toilette des Denkers.

Und so eben besinne ich mich, daß ich nur zwey Worte sagen wollte. Glück genug, daß ich mir nur nicht die Mine des Schlachtenentscheiders, des Theorienrichters; des Parallelenziehers gegeben, daß ich keine Apologie geschrieben habe, denn ich bleibe dem Grundsatze treu, den ich im ersten Briefe geäußert habe. Und noch glaub' ich: was Sie immer von Lascy und andern lebenden österreichischen Helden gesagt haben, wird Oesterreich nicht so undankbar und nicht so stumpf machen, das viele Gute nicht zu fühlen, das diese grosse Patrioten ihm gethan haben und noch thun. Hat Friedel Ungereimtheiten geschrieben, und haben sie Ungereimtheittn benutzt, um anzüglicher Tücken, und etwa gar eines gewissen eifersüchtelnden Hohnneckens los zu werden; so bin ich weit entfernt, dabey meine Feder in Gefahr einer Theilnehmung an absurdis zu setzen.

Man hätte mehr als einen augäischen Stall zu reinigen, wenn man Ihr ganzes Kriegsresonnement durchsichten wollte. An geheimen No-

tizen hat es ihnen nicht gefehlt; es scheint bisweilen, Sie wären grade dabey gestanden, wenn mancher preußische Kriegsheld eine bemerkenswürdige Bravour machte. Aber das hindert nicht, daß sie nicht Unwahrheiten hätten schreiben können, preußische und österreichische Unwahrheiten.

Ich wiederholle es noch eimal: Mein Geschäft ich es nicht kriegsgelehrte Disputationen zu halten. Ich stand nirgend dabey, wenn ein österreichischer Kriegsheld eine Bravour machte; auch habe ich mich von jeher zu wenig um Notizen dieser Art beworben. Vox populi, vox Dei, ist hiebey fast immer mein Wahlspruch, und wo der allgemeine Ruf entschieden hat, da trette ich bey; die Erläuterungen, Berichtigungen u. d. gl. überlasse ich jenen, die das Handwerk ex officio verstehen müssen.

Fünfter Brief.

Es ist eine alte Sage, daß ein schlechter Vertheidiger schädlicher sey, als ein offenbarer Ehrabschneider. Sie mein Herr haben dieß durch Ihre Apologie für den Kardinal-Erzbischof Migazzi bestättigt. Der Sonderbarkeit wegen muß ich Ihre eignen Worte noch einmal drucken lassen.

„ Hätte man, schreiben Sie im 12ten Brief, den Plan der Reformation mit und durch ihn ausgeführt, so würde er wahrscheinlich kein Gegner, sondern vielmehr Beförderer der guten Sache, und in der Qualität eines Erzbischofes das beßte Werkzeug dazu gewesen seyn. Itzt ward er hindangesetzt, und mit Machtsprüchen behandelt. Wer kennt die Menschen nicht? Sie werden oft in dem Augenblicke, als sie glauben, daß man ihre Rechte und Ansehen verletzt, die stärksten Widersacher in Dingen, die sie unter andern Umständen mit dem größten Eifer würden betrieben haben: man nehme eine andere Wendung — und man macht alles aus ihnen. „

Welches Bild eines Bischofs haben Sie uns da aufgestellt! Sie müssen Ihren Paulus sehr obenhin gelesen haben, und das Tridentinische Concilium gar nicht kennen, denn sonst könnten Sie einen katholischen Bischof ohnmöglich so erniedrigen, daß Sie ihn zum Wolf im Schafskleide machten, wo Sie ihn als einen getreuen Hirten schildern sollten. Sie haben die Sache ein wenig zu sehr von der philosophischen Seite betrachtet. Man gesteht gern, daß Ihre Bemerkung Ihrer Psychologie Ehre macht, daß Sie Menschenkenner sind, und auch ziemlich gegründete Nachrichten haben mögen Aber Sie haben vergessen, daß man bey der Religion nicht so philosophisch zu Werke gehen darf. Unsre geistliche Herren haben selbst seit unfürdenklichen Zeiten eine Art Dogma festgesetzt, nach welchem man nie mit ihnen über Religion philosophiren darf. Man soll sie, ihrer eigenen Forderung gemäß, nie als **Menschen** betrachten, wenn man von ihnen als **Religionsdienern** spricht.

Sie mein Herr, der dieses Dogma weder zu wissen, noch zu glauben braucht, konnten den Religionsdiener und den Bischof vergessen, und blos den **Menschen** sehen. Sie konnten

das

das Amt des Bischofs mit den Temperaments-schwachheiten des Menschen zusammenschmelzen, und diese Temperamentsschwachheiten, wenn nicht loben, wenigstens entschuldigen, daß sie der Pflichterfüllung des Bischofs das Ziel abgelauffen hatten. Wir aber, die wir von einem Bischof ein wenig andre Begriffe haben müssen, dürfen uns ohnmöglich dazu verstehen, mit Ihnen hierinfalls gleiches Sinnes zu seyn. Wir müssen jene Temperamentsschwachheiten von den bischöflichen Pflichten trennen und unterscheiden. Wir müssen den Bischof als einen Mann erkennen, und von ihm fodern, daß er, wenn es auf die Erfüllung seiner Amtspflichten ankommt, stets nach geprüften Grundsätzen der Wahrheit handle. Es wär eine Art geistlichen Hochverraths, wenn ein Katholik sich unterstünde, einem Bischof, der dessen nicht schuldig wär, nachzusagen: er habe aus Stolz oder Privatabsichten, weil man ihn nicht um Rath fragte, und ohne ihn allerley Aenderungen machte, das Gute, welches er erkannte, hintertrieben und verhindert. Und eben so müßte derjenige, welcher eine solche gegründete Beschuldigung als Rechtfertigung eines pflichtwidrigen Betragens zur Notiz des ganzen Publikums schriebe, als

 ein

ein gefährlicher Schmeichler und heilloser Vertheidiger anzusehen seyn.

Doch ohne weitere Untersuchungen anzustellen, wie, und warum dann gerade so Sie den Kardinal Migazzi vertheidigen und entschuldigen wollten, müsse Ihnen genug seyn, wenn man zugesteht, daß Sie mit Ihrer Behauptung ziemlich Recht haben. Sie sprachen als einer, dem es auch hierinn an Nachrichtgebern nicht gemangelt hat, wenn Sie erzählten: Migazzi habe darum dem neuen Religionsplan sich widersetzt, weil man ihn nicht zuvor um Rath gefragt hatte. Nur hätten Ihnen aber die Nachrichtgeber noch bedeuten sollen, daß diese nicht die einzige Ursache gewesen sey: man hätte ihnen melden sollen, daß die Sage grundfalsch sey, als wär Migazzi gar nicht um seinen Rath befragt worden. Wohl ist er befragt worden, und so lange, bis man eines Mannes überdrüssig werden mußte, der auf die Fragen, die man ihm vorlegte, ohngefähr so antwortete, wie ein frommer Kapuzinerbruder.

Gelacht haben wir bey uns und nur gelacht über die possirlichen Gesichter, die man an der Spree schneidet, wenn man sich darauf ver-

sitzt

sitzt, alles besser zu wissen, als andre Leute, die mit eignen Augen sehen; Dinge zu vertheidigen die nicht zu vertheidigen sind; Weihrauch zu opfern, wo nur Mönche und Jesuiten räuchern können. Gern hätt' ich Ihr Gesicht sehen mögen, als Sie uns die Lehre gaben: wir sollten Migazzi, weil er graue Haare hat, machen lassen, was er will.

Die Bemerkung wegen den grauen Haaren soll Ihnen Ernst gewesen seyn, denn auch uns ist sie es. Wir sehen den Greis an der Grube stehen, und widmen ihm alle jene Ehrfurcht, die das Alter verdient und zu fodern berechtigt ist. Aber warum ist doch dieses Alter nicht auch so weise, um sich jene Ehrfurcht mit zu verdienen, welche der Weisheit gebührt? Oft genug haben gutdenkende Patrioten es bedauert, daß der Greis Migazzi auf einem Schauplatz mitfechten will, wo man Kräfte, Thätigkeit, und mehr als geschworne transalpinische Theologie braucht. Warum tritt der Greis am Abend seiner Tage nicht aus einem Geschäft zurück, das ihm so viele selbst verdiente Unruhe, Kränkungen und Unannehmlichkeiten zuzieht? Warum läßt er sich von schwachköpfigen Leuten aus einem Labyrinth ins andere führen? und warum muß

die römische Hofparthey so sehr Meister über sein ganzes Denken und Handeln seyn, daß er, ihr zu fröhnen, seinem eigenen rechtmäßigen Monarchen trotzt?

Glauben Sie mein Herr, wenn der Kardinal Migazzi auf seine alten Tage Ruhe finden will, so bleibt ihm nur Eines übrig. Seine Grundsätze sind so beschaffen, daß sie mit der heutigen Art zu denken geradezu im Widerspruche stehen, und er selbst ist zu alt, um andere Grundsätze anzunehmen, oder annehmen zu wollen.

Ein Unbekannter hat einige Bogen in Deutschland ausstreuen lassen, worinn diese Grundsätze concentrirt sind Wenn diese Bogen ihrer zu anzüglichen und hämischen Einkleidung wegen nicht verdienten unbekannt zu bleiben, so würde ich mein theures Exemplar hier gern in extenso mittheilen. Einiges indessen will ich doch anführen, und nur die zu starken Ausdrücke mildern.

Die zusammengedrängten Grundsätze sind folgende:

„ Die Kirche ist nicht im Staat, son-
„ dern der Staat ist in der Kirche.

„ Der Gehorsam gegen den rechtmässi-
„ gen Landesfürsten ist das Accidens von
„ dem absoluten Gehorsam gegen den Pabst.

„ Das Ansehen der Kirche muß mit dem
„ Ansehen des Pabsts immer verwechselt
„ werden.

„ Ein Bischof darf nichts anders, als
„ ein Sprachrohr des Pabsts seyn; er muß
„ seine eigenen Rechte an dem Stuhl Pe-
„ tri ex voto aufhängen, und jene, die er
„ ausübt, als bloße päbstliche Lehen be-
„ trachten.

„ Ein Priester muß jede ihn betreffen-
„ de Privatsache zur Sache Gottes und
„ der Kirche machen.

„ Das Volk darf nicht gehorchen, wenn
„ eine Anstalt wider den Eigennuz der
„ Priester gemacht wird, denn es stehe
„ geschrieben: du sollst Gott mehr gehor-
„ chen als den Menschen.

„ Man muß sich allen Verordnungen
„ widersetzen, die nicht nach dem Buch-
„ staben der Dekretalien, der Bulle Cæna
„ Domini, Unigenitus, und des römischen
„ Kurialismus gemacht sind.

„ Ein

„ Ein Priester ist ein unberührbares
„ Gefäs, dem kein Laye Unwissenheit und
„ Strafbarkeit zur Schuld rechnen darf.

„ Es ist unter der Ehre und Würde
„ eines Erzbischofs, seine in Zweifeln ver-
„ sunkene, ihn um Belehrung bittende
„ Gemeine in einem Hirtenbrief zu be-
„ lehren.

„ Nach Wahrheit forschende Männer
„ müssen von unwissenden und abergläubi-
„ schen Priestern — belehrt und mishan-
„ delt werden.

„ Vernünftige Aufklärung verbreiten ist
„ Freygeisterey.

„ Misbräuche, wenn sie die Verjährung
„ und das Placet des römischen Hofes auf
„ ihrer Seite haben, können ohne Gottlo-
„ sigkeit nicht abgestellt werden.

„ Ehrenrühreriſche und unwissende Pre-
„ diger und Lehrer müssen belohnt, auf-
„ gemuntert, zu Aemtern befördert; ge-
„ schickte und redliche aber verfolgt, be-
„ straft, und von Aemtern abgesezt wer-
„ den.

„ Jungen Geistlichen muß durch Ty-
„ rannisirung, Grillen und Strafen der

Weg

„ Weg zur Aufklärung versperrt, und ihre
„ Vernunft in die Sklaverey der römischen
„ Hoftheologie überantwortet werden.

„ Verdiente und rechtschaffene Priester,
„ die einem Fleury mehr glauben, als ei-
„ nem Zaccaria, muß man von dem Gi-
„ pfel seiner Würde herab alle mögliche
„ Demüthigung und Verachtung fühlen
„ lassen,

„ Zum protestantischen Gottesdienst ei-
„ nen katholischen Betschemmel leihen, ist
„ nichts weniger, als ein Sacrilegium.

„ Wer einmal das Herz hatte, für die
„ Wahrheit und Gerechtigkeit mit Muth
„ zu reden, muß bis ans jüngste Gericht
„ gehaßt werden.

„ Es ist ein Verbrechen wider Gott und
„ die Kirche, unwissende und dumme Pre-
„ diger an die Pflichten ihres Amtes zu
„ erinnern.

„ In einem Klosterhabit predigen ist
„ kraftvoller und auferbaulicher, als in
„ der vorgeschriebenen Kirchenkleidung.

„ Exmönche ihrer Klostergelübde ent-
„ lassen, heißt, sich eines Gottesraubs
„ schuldig machen.

Die

„ Die Preßfreyheit ist ein Kind der
„ Finsterniß, und eine Vorläufferinn des
„ Antichrists.

Alle diese Grundsätze beruhen theils auf persönlichen Faktis; theils sind sie Resultate desjenigen, was jene, die sich einer ausdrücklichen erzbischöflichen Sendung öffentlich rühmen, in Wien entweder geschrieben oder gepredigt haben. Die Folgen, welche der Verfasser der erwähnten Bogen, die eigentlich in der Form eines Sendschreibens bearbeitet sind, hieraus zieht, sind eben so auffallend, als natürlich.

„ Gewiß und wahrhaftig, schreibt er, es
„ ist einmal für allemal Euer Eminenz unmög-
„ lich, von Dero Grundsätzen abzuweichen;
„ unmöglich ist es, dem transalpinischen Sy-
„ stem zu entsagen; unmöglich, zu der Fahne
„ der Wahrheit und Aufklärung überzutreten;
„ unmöglich, dasjenige, was Dieselben bis-
„ her misbilligten, jetzt zu billigen; unmög-
„ lich, der Wahrheit und dem Irrthum, der
„ Finsterniß und dem Licht, der Vernunft und
„ dem Vorurtheil, der reinern Lehre und dem
„ Schulgezänk, dem Evangelium und den De-
„ kretalien auf einmal genug zu thun; unmög-

„ lich

„ lich, die Pabstmacht und die Landesfürstli-
„ che Macht, einander widerstrebend, zugleich
„ festzusetzen; unmöglich, die Unwissenden zu
„ belehren, ohne die Denkenden zu ärgern; un-
„ möglich, gelehrte und rechtschaffene Priester
„ als Dero Rathgeber zu bestellen und zu schä-
„ tzen, ohne unwissenden Günstlingen und Oh-
„ renbläsern den Abschied zu geben; unmög-
„ lich endlich einen Hirtenbrief herauszugeben,
„ welcher zugleich mit Dero Grundsätzen die
„ Grundsätze der Wahrheit und ächten Religi-
„ onslehre zu vereinbaren vermögend wär."

„ Jenes Wunder von einem Sophisten soll
„ noch gebohren werden, welches Euer Emi-
„ nenz mit Ehren aus einer so schrecklichen
„ Verlegenheit, worinn sich Dieselben wirklich
„ befinden, heraus zu ziehen im Stande wär.
„ Selbst der Witz eines Scotus und Bellar-
„ min müßte an diesem Unternehmen verzwei-
„ feln, so wie der Witz Dero Chor- und
„ Curmeisters Fast schon längst zu verzweifeln
„ geschienen hat."

„ Hiezu, fährt er fort, kömmt noch der
„ bedenkliche Umstand, daß Euer Eminenz das
„ Zutrauen und die Liebe aller rechtschaffenen

„ und

„ und einsichtsvollen Geistlichen Dero Diözes
„ verlohren zu haben scheinen. Es herrscht
„ ein Schrecken und eine Furcht unter ihnen,
„ daß sie bey Nennung Euer Eminenz Namen
„ entweder zittern oder unwillig werden. Sie
„ klagen ziemlich laut über eine gewisse Art
„ Despotismus, wodurch Euer Eminenz sie
„ zwingen, wider ihre besten Grundsätze zu
„ handeln, und dasjenige, was sie für Weiß
„ erkannt haben, aus Furcht, sich dem Haß
„ und der Verfolgung Euer Eminenz auszu-
„ setzen, für Schwarz auszugeben. Sie kla-
„ gen nicht mit Unrecht über die demüthigen-
„ de Behandlung, welche Euer Eminenz ihnen
„ meistentheils angedeihen lassen, indem Die-
„ selben die meisten Priester, selbst Pfarrer
„ und Dechante nicht ausgenommen, die nicht
„ so denken wie Euer Eminenz, nach Bedien-
„ tenart ins Vorzimmer verweisen, und im
„ Gespräch mit einem unapostolischen Er an-
„ reden. Sie sagen nicht ohne Grund, Euer
„ Eminenz hätten die einzige Schuld, daß das
„ Volk noch immer in tiefer Unwissenheit steckt,
„ weil Dieselben Dero Priestern nicht gestat-
„ ten wollen, vernünftig und aufgeklärt zu
„ seyn. Sie ruffen sogar mit der recht-
„ mäßigsten Befugniß um Gerechtigkeit, wenn

„ sie

„ sie sehen, daß Euer Eminenz manche aus
„ ihnen öffentlich durch Verweise strafen, weil
„ sie einer gesündern Lehre zugethan sind, als
„ Euer Eminenz und Dero Kurialisten. Sie
„ vermissen bei Euer Eminenz jenes Betragen
„ beynahe ganz, welches der Trientische Kir-
„ chenrath in der 13 Sitzung im Dekret von
„ der Reformation K. 1. den Bischöfen in
„ Ansehung ihrer Mitpriester anbefiehlt, denn
„ dort heißt es: **die Bischöfe sollen Hirten,
„ aber keine Zuchtmeister seyn** (pastores
„ non percussores) **sie sollen ihre Mitprie-
„ ster als Söhne und Brüder** (tanquam
„ Filios & Fratres) **lieben, sie sollen
„ selbst die Strafbaren mit Geduld, Gü-
„ te und Sanftmuth behandeln, und im-
„ mer von Härte und Ungestümm entfernt
„ bleiben.** „

Die Endfolge des Ganzen läuft auf folgende Aeußerung hinaus: Ob es nicht am weisesten gehandelt wär, wenn Kardinal **Migazzi** sich aus dem allenthalben um ihn her tobenden Wetter zu retten suchte, seine Ruhe in einer so gefährlichen Krisis nicht weiter aufs Spiel setzte, und nach Rom zum heiligen Vater wallfahrtete, dessen Pflicht es seyn müßte,

einen so standhaften Kämpfer für die römischen Rechte oder Nichtrechte, nach Verdienst zu belohnen.

Ich überhebe mich der Mühe, zu untersuchen, wie redlich oder höhnisch der Verfasser jener Bogen diesen Rath gegeben habe. So wie ich die Sache betrachte, und wie alle Umstände sie jeden denkenden und beobachtenden Oesterreicher betrachten lassen, ist dieser Rath einiger Beherzigungen werth. Ich ersuche Sie mein Herr, auch einige Beherzigungen hierüber anzustellen, bis ich Ihnen im künftigen Briefe noch eine Nachlese zu dem nämlichen Gegenstande geben kann. rc.

Sechster Brief.

Sie haben meine Gegenanmerkungen über den Beweggrund gehört, welchen Sie von dem sonderbaren Betragen des Kardinal Migazzi bey der neuen Reformation und allen Landesfürstlichen Verfügungen in Kirchensachen angegeben haben. Es ist Ihnen so gut als bewiesen, daß dieser angegebene Beweggrund nur höchstens dem

klein=

kleinsten Theile nach, vorhanden seyn konnte. Ich sehe es jetzt aber für Pflicht an, Ihnen in dieser Sache noch mit einigen andern Erläuterungen an die Hand zu gehen, welche allerdings geschickt seyn werden, Ihre schiefe Perspektive, in welcher Sie das Betragen des Kardinal Migazzi zu sehen sich vorgenommen haben, ein wenig mehr gerade zu rücken.

Thatsachen sprechen in solchen Fällen ungleich bestimmter und unbezweifelter, als blosse Räsonnements. Wenn man in Berlin oder in den jesuitischen Synagogen die Kunst versteht, durch kühne Machtsprüche und willkührliche Konjekturen den leichtgläubigen Hauffen zu täuschen und ihm Staub in die Augen zu werfen, so hat man hier zu Lande den Grundsatz angenommen, nicht viel oberflächlich zu reden, sondern ganz kurz durch Fakta zu beweisen.

Um sich das gegenwärtige Betragen des Kardinal Migazzi aus besseren Quellen, als aus seinem bloßen Stolz und seiner Rechthaberey, wie Sie, zu erklären, muß man in die Vorzeit zurück gehen; dort muß man die Spuren aufsuchen, auf welchen das heutige Betragen beruhen könnte; dort muß man sich umsehen, wie

die

die damalige Denkungsart beschaffen war, welche Schritte man dort wagte, welches Interesse man dort vertheidigte, welche Absichten man dort verrieth, welche Grundsätze man dort hegte, in welchem Tone man dort sprach.

Ich würde anstatt einen Brief zu schreiben, einen ganzen Codex von Actis Migazzianis machen müssen, wenn ich Ihnen alle eigenhändige schriftliche Denkstücke der Migazzianischen Denkungsart, welche ich in Händen habe, mittheilen wollte. Es mag indessen an einigen genug seyn, bis sich vielleicht einmal jemand findet, der es nöthig glaubt, dem wißbegierigen Publikum diesen Dienst zu leisten.

Lesen Sie hier zwey Promemoria, welche Migazzi im Jahr 1768 bey Gelegenheit der Seligsprechung des Minoriten, Joseph von Rupertin der seligen Kaiserinn übergab. Ein abgeschmacktes Fabelbuch, welches man die Legende des Seliggesprochenen nannte, flog aus Rom in einer deutschen Uebersetzung nach Wien. Die Censur verbot es, und Kardinal Migazzi nahm es auf sich, nebst diesem Fabelbuch das Ansehen der durch dessen Verbot beleidigt geglaubten Kirche zu vertreten.

Hier

Hier ist das erste wörtlich:

Allergnädigste Frau!

„ Euer Kais. Königl. Apostol. Majestät haben mir mittelst nach dero angestammten Großmuth, und reinesten Religionseifer Höchstderoselben jenes in tiefester Unterthänigkeit vorzutragen erlaubet, welches ich ohne meinen treuesten Pflichten zu entstehen, mit Stillschweigen nicht umgehen könnte. „

„ Eine Freyheit, welche, so sehr sie Euer Majestät zur Ehre und Verdienste gereichet; eben so unabsönderlich in eines Priesters Munde seyn muß. „

„ In dieser ehrfurchtsvollen Zuversicht getraue ich mich zu Euer Majestät Füssen zu legen, in einer meines Ermessens der wichtigsten, und in ihren Folgen sehr weit aussehenden Anliegenheit. „

„ Es hat mir der Domherr Simen gemeldet: daß Euer Maj. befohlen hätten, das bereits in Druck gegebene Leben des heiligen Jo-

 sephs

sephs von Cupertin zu unterdrücken; weil in solchem ganz besondere Verzückungen, und sonderbar, daß dieser Diener Gottes öfters in die Luft erhoben, und in solcher schwebend sey gesetzen worden, enthalten sind. „

„ Aber gnädigste Frau! wenn es nur um einzelne, und von einigen allzuleichtgläubigen Seelen angegebene Erzählungen zu thun wäre: so würde ich mich nicht unterfangen Euer Maj. überlästig zu seyn. Ich könnte mich ganz wohl verbescheiden: daß solche nicht selten übertrieben zu seyn pflegen; und deren Verwerfung öfters den Feinden unserer Religion zu Uiberweisung seyn könne, daß solche nicht von ihr gut geheißen werden. Allein, die gegenwärtigen Umstände sind ganz anders beschaffen. „

Der römische Stuhl hat einen großen Theil die Heiligsprechung des heiligen Josephs von Cupertin auf diese ganz sonderbare Gnade, welche der A.mögende, und in seinen Heiligen wunderbare Gott diesem seinem Diener verliehen hat, gegründet. Diese nämliche Gnade hat ermeldter römische Stuhl, dessen Aussprüche in der Canonizations Sache die

katholische Kirche von den ersten Zeiten an mit Verehrung und Unterwerfung jederzeit angenommen, und niemal ein katholischer Fürst seiner Untersuchung unterworfen hat, weil es lediglich um eine Sache zu thun ist, welche das Heiligthum angehet, *) auf das genaueste untersuchet, und zwar mit einem solchen Rufe untersuchet, daß viele der mäßigen Glaubensgegner es selbst nicht in Abrede stellen.„

„ Diese besondere Gnade nun hat er in der Canonizations - Bulle als ächt und richtig erkennet; auf diese Gnade hat sich das Haupt der Kirche in der Heiligsprechung dieses Diener Gottes merklich bezogen. Wie könnte man denn das Buch verbieten, oder unterdrucken, ohne die Heiligsprechung selbst unrichtig, und verdächtig zu machen? woraus denn weiters nothwendig entstehen müßte: daß sogar die Heiligsprechung, und ihre feyerliche Begehung nicht erdultet werden könnte.„

„ Ach Gott! was würde dieses für eine Erschütterung in seiner Kirche! was für Erniedrigung für dieselbe, was für ein Sieg für

 die

*) Anmerkungen kann man hier keine machen, denn man müßte ein Buch schreiben.

die Glaubensgegner seyn, welche nach diesem Beyspiele auch die Richtigkeit aller vorigen und künftigen Heiligsprechungen in Zweifel ziehen könnten. Diejenigen aber, welche ohnehin keinen andern Glauben zulassen wollen, als welchen sie mit ihrem Witze ergründen können, wurden das Spiel gewonnen haben. „

„ Gott ist ja mächtig, ist ja in seinen Werken erhabener, als daß unser beschränkter Verstand solche fassen könne; er ist wunderbar in seinen Heiligen; und durch die Wunder, die er durch sie, und in ihnen wirket, machet er die Weisheit der Welt zuschanden: und verherrlichet seine Macht. „

„ Der römische Stuhl hat solches an dem frommen Diener Gottes erkennet, und ausgesprochen; dessen Entzückungen, welche nach der reifesten und genauesten Untersuchung geprüfet werden, für eines der größten Wunder gehalten, so die Allmacht Gottes in ihm gewürket. „

„ Wenn nun sein Leben; so hier gedrucket worden, deshalben sollte verbothen werden; so

so wäre auch die Seligsprechung selbst in Zweifel gesetzt; und würde mithin die Kirche unter einer der frömmsten Monarchinn, sich ihrer in diesen Sachen von den katholischen Fürsten niemals in Zweifel gezogenen Vollmacht beraubt sehen; die Aergernisse aber in jener Stadt den Ursprung nehmen, welche der Frömmigkeit Euer Majest. die Erhaltung der Religion, und was mit ihr so eng verknüpft ist, zu danken hat. *)

„Allergnädigste Frau! die Schlüsse, die Urtheile, und Werke Gottes waren jederzeit vielen zur Erbauung, vielen aber zum Untergange. Sey es, daß die öfters in Lüften schwebende Heiligen einigen vielleicht lächerlich seyn: der Tod Jesu Christi selbst war den Juden zum Aegernisse, den Heiden aber zur Thorheit. Und hat der römische Stuhl niemal eine Heiligsprechung vorgenommen; und die ausserordentlichen Wunder, welche zu solcher Anlaß gegeben haben, gut geheissen, ohne daß einige Glaubensgegner nicht darüber ein Gespött gemacht hätten.?“

* Aeußerungen dieser Art müßten in dem Munde eines hartnäckigen und kühnen Oberbonzen, der in einem Trauerspiele zu deklamiren hätte, sehr pathetisch klingen. Ausser dem Theater aber, sollte man glauben, wär damit zu viel gethan.

„ Ich weiß, daß mit Zulassung einzler Erzählungen man nicht zu leicht seyn müsse, ich könnte aber unmöglich übereinkommen, daß man diejenigen verwerfe, welche der römische Stuhl in grossem Theile zum Grunde seiner Heiligsprechung genommen hat Und diese sind diejenige wovon die Frage ist. „

Kardinal Migazzi.

Diesem ersten folgte sogleich ein zweytes, das einiger sonderbaren Erörterungen und Machtsprüche wegen noch merkwürdiger ist. Sie sollen es auch wörtlich lesen.

Allergnädigste Frau!

„ Euer Majestät geruhen mildest nicht ungnädig zu nehmen, daß ich in einer Sache, welche in sich selbst, und in ihren Folgen von einer größern Wichtigkeit ist, als sie vielleicht in dem ersten Anblicke erscheinen dörfte, mich Euer Majestät wiederum zu Füssen lege; und jenes nachtrage, was von mir gestern wegen Kürze der Zeit nicht ist berühret worden. „

„ Bis-

„ Bisher war es eine unumstößliche Regel in der Kirche, daß die Frage, ob diese oder jene Wunder der allmögende, und in seinen Werken unerforschliche Gott in seinen Dienern, oder durch Fürbitt gewirket habe? der römische Stuhl entschieden hat: ohne daß eine weltliche Macht daran die Hände jemals geleget, oder was der römische Stuhl dießfalls entschieden, einer Untersuchung der geistlichen oder weltlichen Personen wäre unterworfen worden. „

„ Ja wenn ein Bischof in seiner Diözes einen Ausspruch in Betreff eines Wunders giebt: so pflegt er zwar in dessen vorläufige Untersuchung Geistliche, Medicos und Chyrurgos, da es um Genesungen zu thun ist, zu befrafen, und erforschen, ob etwan eine solche Genesung natürlich nicht habe geschehen köñen. Wenn aber des Bischofs Ausspruch in Zweifel gezogen wird; so hat weder der Landesfürst, noch weniger eine Concurs Commission sich darüber zum Richter aufzuwerfen: sondern muß die ganze Sache an den höchsten geistlichen Richterstuhl nach Rom gebracht werden. Was würde denn für eine Verwirrung, was für eine Aergerniß

in der christkatholischen Welt seyn, wenn hier die päbstliche Canonizations Bulla ein solches Schicksal zu befahren hätte? Wäre dieß nicht den Sieg den Glaubensgegnern geben? Und mit was Frolocken würde dieses Unternehmen und noch nicht bey einer christkatholischen Macht erhörte Meinung von ihnen der Welt kund gemacht werden! Gott hat einen Elias in einem feurigen Wagen von dieser Welt genommen, einen Habakuk und Philippum in der Luft zu ihrem Bestimmungsorte übertragen lassen: und es hat nicht an Leuten gemangelt, welche diese Begebenheit von der Unwissenheit erdichtet, und nur von kurzsüchtigen Geistern geglaubet haben wollten."

„Ich weiß gar wohl, daß die Wunder nicht mehr so zahlreich in der Kirche sind: weil das Evangelium bereits aller Orten ausgebreitet worden. Ich weiß aber auch, daß Gott nie aufhöre allmögend, und wunderbar in seinen Dienern zu seyn, daß seine Werke den menschlichsten Verstand übersteigen! und daß diese göttliche Weisheit dem fleischlichen Menschen, der nicht begreifet, was Gottes ist, eine Thorheit scheinet; endlich weiß ich auch und die Kirche lehret es mich, daß dieser

nämlich Herr unser Gott, so lang sein Glaube dauern wird, jederzeit einige ganz besonders auserwählte Seelen haben werde, in welchen er die Schätze seiner Barmherzigkeit ausschüttet; *) und die Werke seiner von uns anzubethenden, nicht aber zu ergründenden Allmacht ausüben wird.„

„Gott ist ja möglich einen Menschen in die Höhe und in die Luft zu ziehen? Es ist wahr, daß solches die Kräfte der Natur übersteiget. Ob nun ein solches Wunder geschehen sey? hat die Kirche allein, welche Jesus Christus an seiner Statt gelassen, und seinen heiligen Geist versprochen hat, jederzeit beurtheilet. Und da solche in der Versammlung der Bischöfe sich selten an einem Orte findet: so hat der römische Stuhl zu allen Zeiten und unwidersprechlich ihre Stelle vertretten, und haben sowohl die weltlichen Landesfürsten, als die Gelehrten, welche sich von der Kirche nicht getrennt, solche Macht dem Statthalter Jesu Christi niemals zweifelhaftig gemacht„

„Eure

*) Hier scheint in den orthodoxen Migazzischen Glauben ein Bißgen Kalvinismus eingeschlichen zu seyn.

„ Eure Majestät bitte ich um alles, was nur die Sicherheit Ihrer Seele und die Ruhe der Kirche erheischen kann, in der gegenwärtigen Anliegenheit Niemanden eine größere Gewalt einzuräumen, als allerhöchst selbst nicht haben: und ohne offenbares Aegerniß nicht zu thun vermögend sind; und die erste nicht zu seyn, welche der christkatholischen Welt ein übles Beyspiel gebe; auch nicht zuzulassen, daß die römische Kirche, welche der Mittelpunkt der Einigkeit und die Lehrmeisterinn der geistlichen Zucht und die Wahrheit zu seyn, die einhellige Sprache der Väter ist, weil solche auf Petrum als die Felse von Jesu Christo gebauet worden; eine so harte Wunde versezet; mit einer so offenbaren Beschimpfung aber erst, gedachten Stuhls auch alle übrigen Kirchen in Verwirrung und die Rechtgläubigen in Kleinmüthigkeit und Irrungen gebracht werden. „

„ Allergnädigste Frau! Euer Majestät werden kein Beyspiel finden in keinem katholischen Lande, daß man in dieser Materie einen solchen Schritt gewaget habe. Er geht unmittelbar auf die Trennung los, und kann ein Landes-

fürst

fürst sich ein solches Vorrecht nicht zueignen, ohne daß er mit Ausschliessung des rechten und von dem Glauben uns angepreisten Oberhaupts sich selbst zu einem obersten Vorsteher der Kirche mache, welche in seinem Lande ist. „

Kardinal Migazzi.

Das Gesicht möcht ich nun freilich gern sehen, das Sie, und jeder vernünftige Christ bey diesen Sykophantensprüngen machen wird. Ich sage nichts, daß ein Katholik, der weder Mönch noch Jesuit ist, sich schämen muß, wenn er den Erzbischof einer Kaiserstadt so bethschwestermäßig winseln hört; nichts davon, daß die Protestanten laut lachen müssen, wenn sie inne werden, daß katholische Bischöffe für einige lächerliche Lufterhebungen eines verstorbenen Mönchs tanquam pro aris & focis fechten, da doch der ganzen katholischen Kirche ganz und gar nichts daran gelegen seyn kann, ob ein Heiliger mehr oder weniger im Kalender steht, und ob dieser oder jener Heiliger in der Luft herum geschwebt, oder wie andere ehrliche Menschenkinder auf Gottes Erdboden mit seinen Füssen herumgegangen ist.

In-

Indessen kann es mir gnügen, Ihnen einige Thatsachen vorgelegt zu haben, aus denen Sie sich erklären können: Wie es zugehen mag, daß Kardinal Migazzi immer noch ein so blinder und eifriger Streiter für den päbstlichen Stuhl ist; daß er alles abergläubische Bilderwerk so mächtig in Schutz nimmt; daß er es wagt dem Monarchen in allen Dingen hinderlich zu seyn, und bey jeder neuen kirchlichen Verfügung der Misbräuche ihn mit bethschwesterischen und diktatorischen Vorstellungen zu beunruhigen.

Aber Sie müssen nun auch ebenfalls in dem ehemaligen Betragen und in den ehemaligen Grunsätzen jene andere Quelle erfahren, aus welcher sein Hang zur Intoleranz, seine Verfolgungssucht gegen aufgeklärte Priester, seine Wuth gegen vernünftige Bücher entsteht, die seit der neuen Reformationsperiode bey jedem Anlaß so heftig ausbricht. Ich lege Ihnen also einige Bruchstücke aus einem andern Promemoria, oder vielmehr aus einer Klage vor, welche erst im Jahr 1776 von ihm wider den gegenwärtigen Professor der Kirchengeschichte an der wiener Universität, Herrn Ferdinand Stöger an die selige Kaiserinn wegen dessen Buch: Introductio in historiam ecclesiasticam novi Testamenti &c. übergeben wurde. Ei-

Einer meiner Freunde hatte den Vorsatz, dieses Aktenstück schon längst mit erläuternden Anmerkungen durch den Druck bekannt zu machen. Zu diesem Ende, um den Leser auf den gehörigen Standpunkt zu führen, von welchem er das Wesen und die Absicht der ganzen Klage übersehen könnte, schickte er in einer Vorerinnerung folgende notorische Nachrichten voraus, die ich Ihnen mit seinen Worten hier mittheile.

„Das unter obigem Titel angezeigte stö-
„gerische Buch, sagt er, hatte das Glück
„gleich bey seiner Erscheinung allen vernünf-
„tigen Leuten, geistlichen und weltlichen Stan-
„des zu gefallen. Die Censur ließ ohne An-
„stand den Druck zu, und verschiedene Män-
„ner von Würde und Ansehen bezeugten dem
„Verfasser ihre Achtung, und diese waren es
„auch, welche ihn gegen die Kabbale schützten,
„und von dem Abgrund retteten, in welchen
„heilige Kardinalswuth ihn zu schleudern be-
„müht war. Jedermann, dem die damalige
„Lage des Religionswesens in den österreichi-
„schen Staaten bekannt ist, muß, wenn er
„diese Anklage liest, noch für denjenigen, den
„sie betraf, zittern, so wie er bewundern
„wird, daß die Sache eine bessere Wendung

nahm

„ nahm, als die priesterliche Rache des An-
„ klägers wünschte.

„ An Glück und öffentlichen guten Namen
„ konnte diese priesterliche Rache dem Verfas-
„ ser nicht schaden; aber desto sinnreicher war
„ sie, ihre Absicht durch Schleichwege und
„ giftige Schlangengänge zu erzielen. Sie
„ ließ zu diesem Ende, da sie sich an der Ge-
„ rechtigkeit des Throns den Kopf zerstoßen
„ hatte, gegenwärtige Schrift (die Klage) in
„ so viele Privathände kommen als nur mög-
„ lich. Sie wurde in großen und angesehenen
„ Häusern herumgegeben, und in vornehmen
„ Gesellschaften in Beyseyn ihres Urhebers
„ öffentlich gelesen. Sie flog auf dem Lande
„ und in den Provinzstäten, bey Pfarrern und
„ Landräthen herum. In jedes zu erreichende
„ Kloster besonders in Wien, wurde eine Ab-
„ schrift gegeben, mit dem Befehl, sie öffent-
„ lich zu lesen, und die ganze Geistlichkeit vor
„ dem so rasend mishandelten stögerischen
„ Buche zu warnen, um also auf diese geschick-
„ te Weise den Mann, dem man nicht mit
„ öffentlicher Gewalt schaden konnte, wenigstens
„ so viel möglich heimlich um Ehre, Zutrauen
„ und guten Namen zu bringen.„

„ Die

„ Die Zeit ist gekommen, setzt er hinzu, „ daß solche Thaten ans Licht gezogen werden „ müssen. Die Welt soll erstaunen über Dinge, „ die so oft und so ungestraft begangen wer„ den durften. Ein günstiger Zufall hat mir „ diese wichtige Schrift aus einem aufgehobe„ nen Kloster, wo sie unter den Heiligthümern „ der Bosheit begraben lag, in die Hände ge„ spielt. Sie ist bis auf den kleinsten Buch„ staben ächt und dem Original gleichlautend. „

„ An der Sprache und den Ausdrücken, „ welche in dieser Anklage herrschen, muß sich „ Niemand ärgern. Im Jahr 1776. war „ es noch nicht Mode, daß ein Erzbischof zu „ Wien nebst seinen Hoftheologen hätte sollen „ Deutsch schreiben können. „

Diese mit einiger Heftigkeit geschriebene Vorerinnerung ist nichts destoweniger, was die Thatsachen betrifft, buchstäblich wahr. Erlauben Sie mir nun, daß ich einige Punkte der Klage selbst, die über 8 Bogen stark ist, Ihrer unpartheyischen Beurtheilung vorlege. Fast sollte ich aber fodern, daß Sie das stögerische Buch zuerst gelesen haben möchten, um den migazzischen Geist besser fassen zu können. Sie

würden dann gleich aus folgender Einleitung Ihren Schluß ziehen können.

„ Nachdem, heißt es, nicht wenige sowohl weltliche als geistliche Personen mir ihre Verwunderung und Bedenken des Buchs halber geäussert haben, welches der Priester und Professor Stöger für die Jugend, die er zu unterweisen hat, zum Drucke unter dem Titel: Introductio in Historiam eccles. N. T. befördert: so fand ich meiner Pflicht angemessen zu seyn, solches Buch zu lesen, zu erwägen, und darüber meine Betrachtungen zu machen. Und ich kann mit genauester Erwägung dessen nicht miskennen, daß Leute, welchen die Erhaltung der katholischen Religion noch am Herzen ist, sich billig über ein solches Schul- und Lehrbuch verwundern, aufhalten, und beschweren. „

Der erste Klagpunkt ist dieser, wobey mein Freund, so wie bey manchen andern einige Anmerkungen gemacht hat, die ich eben nicht wegstreichen wollte.

„ Je mehr aber ich den Zusammenhang seiner Lehre, und die Art, mit welcher er solche abhandelt, betrachte, um so weniger finde ich,

daß

daß er den Pflichten eines katholischen Lehrers genugthue. Ich zeige es, und mache den Anfang von dem 18. Blatte des Werkes der Einleitung, allwo der Verfasser sagt: Man habe die Ketzer nicht immer bändigen können, weil nebst andern Ursachen, entweder die äußerliche Strenge der Sitten, die sie angenommen hatten, oder ihre vortrefliche Gelehrsamkeit, oder die von ihnen verfertigten gelehrten Schriften im Weg standen. „

„ Heißt dieses nicht den Schülern einen erhabenen Begrif von unsern Glaubensgegnern, einen geringen hingegen von den Vertheidigern der katholischen Wahrheit geben? *) Dann was anders kann der unerfahrne Schüler draus schliessen, als daß die Neuerer — Novatores — diese leztern in der Eingezogenheit der Sitten, in der Wissenschaft, und in ihren

 „ Ab-

*) Und heißt das nicht in seinen auch noch so verunstalteten Katholicismus den ausschliessenden Vorzug setzen, daß der Name katholisch alles heilig, der von Katholiken erfundene Name kezerisch aber alles verflucht und gottlos mache?

Abhandlungen übertroffen haben? *) Heißt dieß nicht die Verstellung, und die Gleißnerey, und übel angewandte Gelehrsamkeit der Ketzer mit der Macht, und übrigen göttlichen Verheissungen fast in Vergleich ziehen, welche Christus zur Ueberwündung der Pforten der Hölle, und ihrer Anhänger der Ketzer gegeben hat? diese Sprache ist der Sprache der heiligen Väter, der Kirche, und ihren großmüthigen Vertheidigern nicht angemessen. „

Sind Sie wohl mit mir einig, mein Herr, daß Kardinal **Migazzi** in seinem Leben kein anderes Wort geschrieben haben dürfte, als diese Aeußerungen gegen die Ketzer, und man hätte Data genug, sich die Religionsverwirrung in seiner Diözes erklären zu können? — doch hören Sie weiter:

„ Nachdem der Verfasser die üblen Wege und Kunstgriffe erwähnt, deren sich einige vor Luthers Zeiten durch sieben ganze Jahrhun-

*) Und wenn es dann so wäre, wenn Kardinal Migazzi der Geschichte nicht widersprechen könnte, wenn er z. B. als ein ehrlicher Mann gestehen müßte, daß der Ketzer Huß ein ungleich besserer Mensch war, als der Pabst Gregor der Siebente — will er, daß seine Priester Lügner seyn sollen?

hunderte zum Betruge, und Schaden der geistlichen Republick *) gebrauchet, und die geistlichen Gesetze verunstaltet haben, schließt er endlich, und sagt § 30 „ Man könne aus der Kirchengeschichte lernen, wie Christen stritten, wie sie statt der Beweisthümer Haß und Gewalthätigkeit gebrauchet, wie sie sich bei Kleinigkeiten aufgehalten, und die nöthigsten Glaubens und Sittenlehre vernachlässigten, auf welche sich doch die ganze christliche Religion gründet; wie rachgierige Leute eben ihre Rachsucht unter dem Deckmantel der Religion zu vertheidigen wissen, dieses — fährt er fort — ist gar nichts neues. Solche Begebenheiten sind oft vorgekommen, und viele Unschuldige sind von schlechten Leuten unterdrücket worden. Eines hat den Unschuldigen geschadet; das andere hat sie gerettet. Wie man damals wider solche Unternehmungen gestritten, so soll man's noch thun. „

„ Wer kann wohl glauben, und gleichgültig ein so rohes, häßliches, und unbestimmtes Gemählde von der katholischen Kirche in einem Werke ansehen, welches für junge, und unerfahrne Leute verfasset, und die

*) Man merke diesen Ausdruck wohl!

mit unter zur Theologie zubereitet werden sollen? Wer sind denn jene schlechten Leute, jene bösen Menschen — mali illi homines — welche unter dem Deckmantel der Religion ihre Rachbegierde verdecket haben? *)

„ Der ganze Zusammenhang der Erzählung, sonderbar, wenn man es gegen das haltet, was Bl. 18. von den Sitten, und der Gelehrsamkeit der Glaubensgegner gesagt worden, und noch dazu das darauf folgende damit vereinigt, giebt nicht dunkel zu erkennen, daß unter jenen üblen, und schlechten Leuten, welche unter dem Vorwande der Religion ihre Rache ausüben, die römischen Päbste, die Bischöfe, und die übrigen Vorsteher gewesen sind? Dieses ist die allgemeine Sprache der protestantischen Skribenten wider die katholische Kirche, und ihre Vorsteher. Und um ihren Unfug zu vertheidigen, müssen sie sich dieser Verläumdungen gebrauchen. Wie soll aber dieses aus eines Katholiken Feder fliessen? „

Lassen

*) Es sind jene Leute welche nichts weniger als die Wahrheit vertragen können, Leute, welche ihr ganzes Daseyn und ihre Grösse auf gewisse Kunstgriffe gründen, die aber in Gefahr sind, ihre Wirkung zu verliehren, wenn die Wahrheit sie aufdeckt: und diese Leute sind es, welche den bis ans jüngste Gericht hassen, der ihnen die Wahrheit offnbar hinstellet.

Lassen Sie sich es nun eben auch nicht befremden, wenn Sie ein Urtheil über Gottfried Leß und dessen Buch: **Wahrheit der christlichen Religion**, hören müssen, wie sie es gewiß noch von keinem vernünftigen Katholiken gehört haben.

„ Stöger, schreibt **Migazzi**, hätte wohl können, anstatt seine Schüler auf zwey protestantische Skribenten (**Scherlock** und **Leß**) anzuweisen, ihnen eine große Anzahl **katholischer Schriftsteller** bekannt machen, welche diese Materie gelehrt und auch gründlich abgehandelt haben. — — — Dieses Werk (**Wahrheit der christlichen Religion**) ist im Jahr 1773 zu Göttingen und Bremen zum Druck befördert worden. Allein da es in Wien eingeführet werden wollte, so ist der öffentliche Verkauf desselben wegen vieler Anstössigkeiten, und Irrthümer nicht zugelassen worden. *) Und in der That ist es genug auch nur ein **flüchtiges Aug** auf dieses Werk zu werfen, um **vollkommen überzeuget** zu seyn, wie **gefährlich**, wie **schädlich** und wie

*) Weil damals der Migazzische Einflus zu groß war. Heut und schon seit mehreren Jahren ist dieses Werk in jedermanns Händen, weil Baal zertrümmert worden ist.

schimpflich es für die katholische Religion sey. Denn von was für einer Religion handelt dieser Skribent? *) vielleicht von der christlichen, und katholischen, oder wenigstens von einer christlichen, welche die katholische nicht gänzlich ausschließt? Nein! Er erkläret sich, und betheuret deutlich, daß da er die christliche Religion vertheidiget, er keineswegs die katholische einbegriffen haben wolle. Und mit was für einer schimpflichen Art schließt er die von ihm mit Verachtung sogenannte Papistische Religion von der christlichen aus? Ich ziehe hier seine Worte an, welche aus dem 175. Bl. hergenommen sind. „ **) Ehe wir „ sagt er, den Beweis für die Göttlichkeit „ der christlichen Religion selbst anfangen, ist „ es nöthig diese vorher kennen zu lernen. „ Die tägliche Erfahrung lehret uns, daß die „ Feinde des Christenthums nicht wissen, oder „ nicht wissen wollen, was das Christenthum „ ist. Einige verwechseln offenbar Pabstthum „ mit dem Christenthum, Pabstthum ist gera„ de das Widerspiel von Christenthum, so

*) Es giebt Leute, die nicht zufrieden sind abergläubisch, mönchisch und rachgierig im Namen des Pabsts zu seyn, sie müssen auch grob seyn.

**) Diese Stelle ist zwar ein wenig lang, aber ich nehme keinen Anstand sie abzuschreiben, sie ist zu merkwürdig und wahr.

„ daß man ehe noch die mahometanische Reli-
„ gion, ja das Heldenthum für Christenthum
„ halten könnte. — 210 Bl. Das Christen-
„ thum will, die Religion soll auf eigene freye
„ Prüfung, und Ueberzeugung gebauet wer-
„ den; das Pabstthum will sie hingegen auf
„ blinden Glauben an die Kirche, das heißt,
„ an die Geistlichkeit, und vornämlich den
„ Pabst bauen — — — Das Pabstthum
„ verwandelt die ganze Religion im morali-
„ schen Mechanismum, und Materialismum.
„ Blos mechanische Verrichtung — tanquam
„ opus operatum — äußere Religions Ge-
„ bräuche, oder gar blos körperliche Hand-
„ lungen, Wallfahrten, Kasteyungen, anstatt
„ Fleisch, zuweilen Fische essen, Töne, wo-
„ von man nichts versteht, — die Messe an-
„ hören: dieß ist die, für die Bösewichter so
„ bequeme, als der Kammer zu Rom, und
„ den Beuteln der Geistlichen einträgliche Re-
„ ligion. Der Pabst zu Rom hat zu dem En-
„ de eine allgemeine Bank, woraus im ei-
„ gentlichen Verstande Anweisung auf die
„ guten Werke der Heiligen, und Wechsel-
„ briefe für den Himmel um baares Geld er-
„ kaufet werden. Das Christenthum gebiethet
„ eine ganz uneingeschränkte Toleranz, das

„ Pabstthum die Ausreutung derselben; und
„ die Ausbritung dessen, was sie Religion
„ nennen, durch Feuer und Schwerd. Das
„ Pabstthum setzet den Gipfel der Keuschheit
„ in der Enthaltung vom Ehestande; es pre=
„ digt Faulenzen, Betteln, endliche Angelo=
„ bung eines uneingeschränkten Gehorsams an
„ Geistliche, als den Gipfel der Tugenden —
„ Es macht die Kirche zu einem monarchischen
„ Staate, und den Pabst zum unumschränk=
„ ten Herrn der Welt. „

„ Aus diesen, und dergleichen Ursachen, fährt Migazzi fort; glaubt er Gottfried Leß mit Recht den Schluß machen zu können, daß die papistische Religion weder von Gott eingesetzet, weder von den Aposteln ausgebreitet worden wäre, und daß man folglich ihren göttlichen Ursprung sowohl in der h. Schrift als auch in den Schriften der Apostel, und Evangelisten vergeblich suchen werde. *) Aus einem solchen Buche, welches voller Bitterkeit, und Hasses wider die apostolische Religion und

(*) Allerdings, und es ist der traurigste Beweis von Schwachheit des Geistes oder von was sonst, daß Kardinal Migazzi und seine Gehilfen diese Wahrheiten noch nicht begriffen haben.

und zugleich voll der Socinianischen Kezerey ist, aus einem solchen Buche soll die katholische Jugend ihren Unterricht herhohlen? — Ja! wenn die Lehre des Leßes Eindruck macht, und in ihrem Gemüthe Wurzel faßt: so wird sich die Jugend von allen übrigen Religionen günstige Begriffe machen, eine jede zur Seligkeit hinlänglich ansehen — nur die katholische Religion wird ihr zu einem verhaßten, und eckelhaften Gegenstande werden. Sie werden — leider! — in dieser Anleitung selbst nur gar zu viele Gründe finden ihre Gleichgültigkeit gegen alle christliche Religionen zu rechtfertigen. *) Denn man mag sagen was man will; der Verfasser dieser Anleitung mag sich noch so sehr verstellen; er mag seine Erzählungen und Anmerkungen noch so künstlich einrichten, und die Worte immer genau abmessen, damit man ihn nicht überführen könne, daß er dasjenige wirklich gesagt habe, was er doch klar zu verstehen giebt: so ist es doch gewiß, daß man die wenigen Blätter dieses kleinen Werkes nicht durchlesen könne, ohne einige dergleichen widrige, und höchst betrübte Folgen hauptsächlich bey jungen un-

*) Verläumdung und Unwissenheit!

ungelehrten, und unerfahrnen Leuten zu besorgen, und gleichsam vorher zu sagen. „ Es herschet in dem ganzen Werke ein gewisser
„ Ton der Freyheit, und Gleichgültigkeit,
„ dessen sich die Philosophen unserer Zeit zu
„ bedienen pflegen, wenn sie die sogenannte
„ Toleranz predigen „ — — —

An einem andern Orte heißt es: „ Er
„ (Stöger) hat sich einmal vorgenommen,
„ alles auf das strengste zu beurtheilen,
„ die Satyre auf das höchste zu treiben,
„ und eine Anleitung zu schreiben, die fast
„ eben so gut in Göttingen als hier in Wien
„ könnte vorgelesen werden „

So, bemerkt hier mein Freund, fällt die stolze Unwissenheit meistens in ihre eignen Netze. Weiß denn Kardinal Migazzi, der selbst Geschichte geschrieben hat, nicht, welche die erste Eigenschaft eines Geschichtschreibers ausmacht — Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit? Das schönste Zeugniß, welches Herr Stöger aus dem Munde seines grimmigen Feindes erhalten kann, liegt in diesen Worten. Das bestimmt den Glauben des Lesers, wenn eine Ge-

schichte an allen Orten der Welt für gleich richtig erkannt wird.

Es ist nun gewiß meine Schuld nicht, wenn Ihre Perspektive, mein Herr, noch immer schief steht; wenn Sie noch nicht hinlängliche Züge zu dem heutigen Karakter des Kardinal Migazzi aufgefunden haben. Es kostete übrigens nur das Papier und die Aufmerksamkeit des Lesenden, so könnten aus 8 vollen Bogen schon noch mehrere gesammelt werden. Indessen, um Ihnen auch ganz und gar keinen Zweifel mehr übrig zu lassen, um Sie jeder andern mühsamen Untersuchung und Nachfrage zu überheben, schreibe ich ihnen noch den Schluß der Klage ab. Urtheilen mögen Sie dann selbst; eine kleine Anmerkung von der Hand meines Freundes mag Ihnen das Licht dazu aufstecken.

„Wenn in Göttingen, und andern dergleichen Universitäten ein protestantischer oder reformirter Lehrer sich so benähme, und ein solches Werk zur Unterweisung der Jugend auflegte, in welchem er dieselbe zu den katholischen Authoren sonderbar anweisete, für solche eine vorzügliche Hochachtung zeigte, wo er könnte,

mit

mit Lobsprüchen erhebete, die Protestanten hingegen theils nur obenhin berührte, theils in ihnen die meisten Fehler, und Partheylichkeit fände, und gegen sie eine Geringschätzung hervorblicken liesse: würde man nicht aus einem billigen und verdienten Argwohn, daß er die Jugend durch dergleichen Wege zur katholischen Religion führen, und ihre Gemüther dazu bereiten wolle, ihn seines Lehramtes entsetzen, und auf ihn ein obachtsames Aug jederzeit haben? Und sollte es wohl möglich seyn; daß unter den Augen Eure Majestät in dieser wienerischen Universität eine solche Ausschweifung, Unwesen, und Uebel gestattet, und geduldet werde? Die Jugend, welcher ein solcher Lehrer die Kirchengeschichte beybringet, muß nothwendig einen Hang für die protestantische und hingegen eine Abneigung von den katholischen Skribenten nach und nach empfangen; und dieser Hang wird in eine Vorliebe verwandelt werden, und endlich so weit gehen, daß bey solcher Jugend die protestantische Religion über die katholische Kirche den Vorzug haben wird."

"Bey einem so gegründeten Argwohn also, bey einer Jugend nämlich, welche sich in einer

dergleichen Schule befindet, wie würden die Bischöfe ihr die Hände auflegen, sie zum Priesterthum und Seelsorge befördern, ohne Gott, und seiner Kirche meineidig, und den Unterthanen Eurer Majestät zum Stein des Anstosses zu werden? „

„Ich bedaure, daß meine bischöfliche Amtspflicht von mir eine solche Vorstellung wider einen Priester erzwingt, der mehrere Jahre in meinem Seminario war, zum Lehrer aber genommen worden ist, ohne daß man vorläufig von mir eine Auskunft verlanget hätte. „

„Die Bücher waren gemeiniglich die unglücklichsten, aber zugleich die mächtigsten Werkzeuge zur Verderbniß der Religion, und der Sitten. Dieses bezeugen die traurigen Zeiten, dieses bekräftigen, leider! unsere Tage. „

„Es sey endlich weit von mir entfernt, daß ich von den innerlichen Gesinnungen des Verfassers ein Urtheil fällen wolle. Diese Einsicht ist demjenigen allein vorbehalten, der die Herzen, und Nieren durchforschet; allein ich kann mich zugleich nicht enthalten, mit einer meinen Pflichten angemessenen Freyheit, aber

zu-

zugleich mit innerster Demuth ohne Umgang zu versichern, daß durch einen solchen Lehrer der Verstand, und das Herz der Jugend dem Verderbnisse, und dem Abfall augenscheinlich, und fast unvermeidlich, ausgesetzt sey." *)

Sehen Sie mein Herr, so durfte Migazzi mit Maria Theresia reden; so ihr gutes, liebreiches, frommes Herz mit Verläumdungen angreifen, so wider rechtschaffene Priester klagen!

Möchten Sie uns nun nicht noch einmal die wichtige Lehre vorsingen: Man solle Migazzi nur um Rath fragen: Man solle bedenken, das der Greis am Rande des Grabes stehe? — Wir thun dieß alles fast mehr, als wir es sollten. Und so müssen auch wir dem redseligen Ausländer von Sykophanten die Lehre geben, sich nicht in Sachen zu mischen, von denen er keine Kenntnis hat, sich nicht zum Vertheil-

*) Die Zunge steht inne, wenn man den Mund öffnen will um über diese letzte Aeußerungen ein Urtheil zu fällen. In welchem Lichte, in welcher Menschwürde erscheint hier das Herz des Anklägers! — Wehe jedem rechtschaffenen, denkenden, wahrheitliebenden Priester, der einen solchen Ankläger zu seinem Oberhirten hat!

theidiger von Personen aufzuwerfen, die durch seine Vertheidigung augenscheinlich verliehren müssen.

Siebenter Brief.

Meine bisherigen Briefe hatten den Eigensinn, sich an einen Plan zu binden: ich wollte Sie nicht nach Ihren Beyspiel, bald hieher, bald dorthin schleudern, und von allem reden, was mir zuerst in die Feder språnge. Doch ich fühle, daß ich ein ungleich grösseres Buch schreiben müßte, als das Ihrige ist, wenn ich bey Behandlung und Berichtigung aller ferneren von Ihnen aufgeführten Gegenstände dieser strengen Ordnung treu bleiben wollte. Dieser Brief also soll sich mit mehr als einen Objeket beschäftigen.

Es gehört noch zu den zwey vorigen Briefen, daß ich die Stelle mitnehme, welche Sie Seite 321 über den gerügten Besitz mehrerer Bißthümer des Kardinal Migazzi niedergeschrieben haben. Sie machen da einen so scharfsehenden Seitenblick, daß man Ihren Reichthum

an

an Gegensätzen und Aehnlichkeiten bewundern muß. Sie gefallen sich in der Behauptung: daß es eben nichts zu sagen habe, wenn Migazzi zwey Bißthümer besitze; und Sie fügen sogleich eine Art von Ursache hinzu: denn der Erzherzog Maximilian besitzt ja auch zwey.

Erlauben Sie mir dieser schwächlichen Vergleichung so lange nachzujagen, bis sie aus Müdigkeit zu hinken gezwungen wird.

Ich muß Ihnen noch einmal sagen, daß Sie das Tridentinische Konzilium — andere Konzilien gar nicht zu rechnen — gar nicht zu kennen scheinen; daß Sie schlechterdings nicht wissen, was ein Bischof seyn soll, welche Verbindlichkeiten, welche Pflichten er habe. Man geräth bey dieser Ihrer scheinbaren Unwissenheit auf die Vermuthung, daß Sie entweder so sehr Protestant sind, um alles, was Sie über irgend eine Religion sagen, nach Ihrem beliebigen protestantischen Leisten zu schneiden, oder so sehr Jesuit, daß Sie mit lauter Probabilismus alles zu Boden beweisen, was braven Katholiken als Grundlage ihrer ganzen ehrwürdigen Kirchenzucht gelten muß.

Was

Was mich betrifft, so glaub' ich eher das letzte; ich bin der Meinung, daß Sie als ein Mann aus jenem Lande, wo es Jesuiten ohne Jesuitismus geben soll, dasjenige muthwillig ignoriren müssen, was Ihrem Interesse und Ihren Behauptungen einen Stein in den Weg legen könnte; daß Sie, um den mächtigen Schutzgott des Jesuitismus in Nord und Süd, aus einem garstigen Gedränge zu retten, lieber durch Ignoranz und ein paar hämische Seitenhiebe aus dem Garn zu schlüpfen suchen, als daß Sie die Beschuldigung, welche zu widerlegen war, mit dem Nachdenken und der Ehrlichkeit eines belesenen Mannes untersuchet hätten.

Ohne viele Worte! Sie mögen lesen, was das tridentinische Konzilium von dem Besitz mehrerer Büßthümer festgesetzt hat. Ich schreibe Ihnen etwas von dem 2ten Kapitel der VIIten Session von der Reformation her:

Nemo qvacunque etiam dignitate, gradu aus praeeminentia praefulgens, *plures* Metropolitanas, seu Cathedrales Ecclesias in titulum, seu commendam, *aut alio quovis nomine*, contra sacrorum Canonum instituta *recipere* &

simul tenere praesumat. cum valde felix ille censendus, cui *unam* Ecclesiam *bene ac fructuose*, et cum animarum sibi commissarum salute *regere contigerit*.

Diese Satzung steht in einem Buche, das uns Katholiken durch die glückliche Vermittlung des sämmtlichen Klerus, nach der Bibel, wills Gott, das erste seyn muß. Auf dieses Buch gründet sich unsre ganze katholische innere und äußerliche Religion; nach den Satzungen dieses Buchs macht man uns Katholiken selig, und verdammt uns; dieses Buch ist der Hammer der Ketzer und das Fideikommiß des wahren allein seligmachenden Glaubens; durch dieses Buch behauptet die Priesterschaft ihre Rechte, so wie die Layen dadurch zu gehorsamen Knechten des sämmtlichen Klerus und Mönchthums geworden sind. Wer nicht glaubt und thut, was in diesem Buche steht, ist anathematisirt und kein katholischer Christ mehr, er ist ein Freygeist und Schismatiker, er muß exkommunizirt werden, und sein Fleisch gehört, wenn er gestorben ist, den Raben und Krähen zum Futter.

Alles das hätten Sie mein Herr, als ein Mann, der so viel weiß, mitwissen sollen.

Wuß-

Wußten Sie es, so geben Sie sich Ihren Namen selbst, wenn ich Ihnen sagen muß, daß Sie die ärgste und ärgerlichste Ketzerey geschrieben haben, wenn Sie behaupten, es habe nichts zu bedeuten, daß ein katholischer Bischof mehrere Bißthümer besitze, da Sie doch angeführter Massen einsehen müssen, daß ein solcher Bischof den Satzungen eines Buchs, das für ihn sicut Evangelium seyn muß, zuwider handelt, folglich nichts besseres wär, als so zu sagen eine Art von Freygeist und Schismatiker, welches Gott behüten wolle. — Wußten Sie es nicht, so haben Sie wenigstens ein Delictum ignorantiæ vincibilis begangen, denn Sie haben unterlassen, in einer Sache, wo Sie sehr leicht Belehrung hätten finden können, sich zu unterrichten, und haben folglich etwas behauptet, das einer gefährlichen, höchst unkatholischen Ketzerey so gleich sieht, wie ein Ey dem andern.

Freylich wußten Sie Ihrer Behauptung eine sehr kluge Wendung zu geben, indem Sie das Ganze auf eine Vergleichung hindrehten, die für den flach hindenkenden Kopf ein wenig verfänglich seyn kann, über die aber der Denker wie über einen mißlungenen probabilistischen

Kniff lächeln muß. Der Erzherzog **Maximilian** ist Churfürst zu **Kölln** und Bischof zu **Münster**, ergo kann **Migazzi** auch Erzbischof zu **Wien** und Bischof zu **Waizen** seyn. Glauben Sie mein Herr, daß dieser Schluß abermal ein Delictum ignorantiæ ist?

Bey dieser Folgerung ist der große **Unterschied** vergessen worden, der sich zwischen einem **Bischof als regierenden Fürsten**, und einem **Bischof als Bischof** findet. Der erstere ist für seine **Person** nicht eigentlich Bischof mehr; er ist so zu sagen, nur weltlicher Regent; die Staatsgeschäfte sind für ihn gewissermassen die ersten; er ist Bischof mehr dem Titel als dem Geschäft nach; er bestellt seine Suffraganeen, seine Generalvikarien, welche die Geschäfte der Kirche und des Bißthums besorgen müssen. Es ist bey einem solchen der nämliche Fall, wie bey dem heiligen Vater Pabst, der als Pabst zu gleicher Zeit regierender Herr ist.

Sie werden mir sagen, diese Abstraktion und Unterscheidungsart leuchte Ihnen nicht wohl ein, es scheine Ihnen einiger Misbrauch u. d. gl. dabey mit unter zu laufen. Das können

nen Sie als Protestant sehr gut behaupten. Aber ich als Katholik werde dießfalls die ziemliche verjährte Authorität solcher Gebräuche in der katholischen Kirche für giltig erkennen müssen. Es kann mir nichts übrig bleiben, als daß ich, geleitet von allen katholischen Kanonisten, behaupte: Ein Bischof könne auch zugleich ein regierender Herr seyn — oder: der Pabst muß noch heut sein Patrimonium Petri nebst Zugehör dem rechtmäßigen Herren zurück geben, und sich mit einer jährlichen Apanage begnügen, wie man sie andern Bischöfen, um ehrlich und ordentlich leben zu können, zu geben pflegt.

Es ist keine Sophisterey, wenn ich mich in allen diesen Aeußerungen an die Grundverfassung der katholischen Kirchenzucht und des Klerus halte. Ich muß glauben, es sey ordnungsmässig und dem Geist des Evangeliums angemessen, daß katholische Bischöfe stehende Armeen halten, Leibgarden bezahlen, dem Staatsrath beywohnen, die Justiz pflegen, Kommerz treiben, und Allianzen schliessen. Sollte dieses aber nicht seyn, so muß ich nur ebenfalls wieder an den Pabst appelliren; ich muß ihm sagen, daß er der Heerführer solchen Unwesens sey, daß er anfangen müsse, den

andern Bischöfen ein gutes Beyspiel zu geben, und daß hernach alle Bischöfe aufhören sollen, regierende Herren zu seyn, und blos Bischöfe zu bleiben.

Da dieses aber nicht wohl angeht, da die Verfassung einmal so ist, und die Bestätigung der Koncilien und der Päbste auf ihrer Seite hat, so bleibt meine obige Behauptung richtig, daß zwischen einem regierenden Herrn Bischof und einem Bischof schlechtweg ein großer Unterschied sey; daß diesem nach für den Bischofschlechtweg, die Satzung des tridentinischen Konciliums gelte, und daß folglich, dieser Satzung gemäß, der Erzbischof Migazzi der kein regierender Fürst ist, nur ein einziges Bisthum haben dürfe, obschon der Churfürst von Cölln, die andern Churfürsten, und verschiedene andere regierende Fürst-Bischöfe in und ausser Deutschland für befugt erklärt sind, mehrere Bisthümer besitzen zu dürfen.

Ich zweifle nichts destoweniger, daß der Jesuitismus, der, Ihrer Sage nach, bey uns ohne Jesuiten herrschen soll, meiner Behauptung eine andre Wendung geben wird, vielmehr

mehr ist dieses schon geschehen, denn der Jesuitismus eigentlich ist es, der unsern Erzbischof Migazzi in alle Verwirrungen führt, und wo es Noth thut, auch wieder heraus zaubert. Jesuitismus giebt es in der That recht viel bey uns, so wie überall; aber auch Jesuiten, wie überall.

Sie haben, mein Herr, vermuthlich weil Sie Ihre Freude mit einer Antithesis haben wollten, entsetzlichen Nonsens geschrieben, als Sie Seite 306. behaupteten: In Preussen hätte man Jesuiten ohne Jesuitismus, bey uns hingegen Jesuitismus ohne Jesuiten. Das ist ohngefähr so viel, als wenn Sie gesagt hätten: In Preussen hat man Frösche, ohne ihr Gequake zu hören, und bey uns hört man Froschgequake ohne Frösche zu haben. Sie müssen den Jesuitismus und die Jesuiten sehr schlecht kennen, wenn Sie glauben, diese beyden Ungezieferarten wären nicht stets so vergesellschaftet, wie die Ratten und Mäuse. Der ganze Erdboden ist voll von ihnen, ihr Gift fliegt wie eine pestilenzialische Seuche von einem Pol zum andern, überall wirkt es, nur geheimer hier, und dort öffentlicher. Ganganelli konnte diesem zahllosen Heer von Heuschre-

cken

cken wohl die äusserliche Hülle abstreifen, aber die immer aus ihrem eignen Blut fortwachsende Hydra konnte er nicht bis auf den letzten Kopf erschlagen. Diese Hydra ist noch so vielköpfigt als sie sonst war; sie hat Fürstenköpfe, Ministerköpfe, Pabstköpfe, Bischofsköpfe, Weiberköpfe, Pfaffenköpfe, Judenköpfe, Banditenköpfe, Hurenköpfe, — mit einem Worte, Köpfe von allen Orden, Ständen, Geschlechten, Zünften, Innungen aller Provinzen und Nationen; Ihr eigener Kopf, mein Herr, scheint mit zu diesem Ungeheuer zu gehören, und ich werde mich nicht irren, wenn ich glaube, Sie wären so eine Espece von ministerialisch-bischöflich-pfaffischen Jesuitenkopf, der in seinen sämmtlichen Briefen eitel Jesuitismus geschrieben hätte.

Wären Sie dieses nicht, wie ganz anders würde Ihre Klassifikation der Jesuiten und des Jesuitismus ausgefallen seyn! Gewiß wären Sie nicht mit einem leersinnigen Wortspiel bey einem Gegenstande so pfeilschnell vorüber geflogen, der für die Wahrheit, Vernunft und Menschheit so äußerst wichtig ist. Erlauben Sie mir, daß ich zu einer bestimmten Klassifikation einige Data beybringen darf.

Ich

Ich will zuerst von uns reden. Sie haben Recht, daß es bey uns Jesuitismus giebt; Sie hätten hinzusetzen können, recht viel. Aber besonders hätten Sie sagen sollen, daß es auch recht viele Jesuiten bey uns giebt. Wir kennen diese Leute ziemlich genau, Hier ist ihre Physiognomie im leichtesten Umriß.

Andächtige Minen, scharfe Blicke nach allen Seiten, niedergeschlagene Augen, eine gefaltete Stirn, eine spitze Nase immer in Begriff zu riechen, weisse Hände mit wohlgebildeten Fingern, ein leiser Gang, eine süsse Sprache voll Probleme, Achselzucken, schmeichelnde Zudringlichkeit in allen Gebärden, stolze Bescheidenheit, herrschsüchtige Demuth — Wo Ihnen immer jemand mit diesen physiognomischen Kennzeichen begegnet, da dürfen Sie sicher glauben, das Sie einen Jesuiten vor sich haben, er mag nun ein Ordenskreuz, einen Weiberrock, eine Mönchskapuze oder ein schwarzes Abbemäntelchen tragen.

Dieß ist eigentlich nur die geheimere Kunst, solche Leute zu kennen; nur Wenige besitzen die glückliche Sehergabe, diese Kennzeichen deutlich genug zu bemerken. Doch auch diesen

ist

ist zu rathen, und in der That, selbst ohne jene Sehergabe kennt man die Jesuiten und ihren Jesuitismus aus mancherley andern Merkzeichen, die sich ohne große Mühe abnehmen lassen, aus ihren Wirkungen nämlich, und aus ihren Früchten.

Nur Wenigen sind jene Häuser unbekannt, wo förmliche Klubbs von jesuitischen Machinationen gehalten werden; wo man jede neue Verfügung wider das jesuitische Interesse anbellt; wo man gegen gelehrte und gutdenkende Männer Verschwörungen anzettelt u. s. w. In solchen Häusern füttert man gewisse Leute mit runden Haaren zu Tode; man nimmt sie zu Gewissensräthen und Hausfreunden, man vertraut ihnen die Erziehung seiner Kinder, man fragt sie in den geheimsten häuslichen politischen, und geistlichen Geschäften um Rath, man giebt ihnen, mit einem Worte, den reichlichsten Vorschub zur Fortpflanzung ihres molinistischen Unkrauts.

Man darf fast sagen: seitdem die Jesuiten als Orden aufgehoben sind, desto mächtiger ist ihr Einfluß in das mannigfaltige Interesse der Staaten geworden. Wie sie vorhin ihre

Rän=

Ränke nur gemeinschaftlich in ihren Klöstern ausbrüteten, so haben sie sich jetzt, da sie unter das übrige Volk verstreuet sind, ungleich mehr auszubreiten gesucht. Sie kleiden ihre Novizen nicht mehr in schwarze Kutten; auch nehmen sie nicht so leicht bloß Knaben in ihre Societät, denn diese taugen zu ihren itzigen Planen nicht mehr. Sie werben lieber Männer an, Staatsmänner von allen Klassen, Männer die Einfluß und Geld haben. Sie sitzen nicht allen Großen der Erde mehr als Beichtväter an den Ohren: aber sie haben ihre treuen Spione, die Kabinete und Staatsräthe belauschen. Sie sind über die Toleranz äusserst aufgebracht, nur über jene nicht, welche die Juden duldet, denn mit Juden haben sie gerne zu thun, und man will nicht leicht gehört haben, daß Jesuiten und jüdische Wechsler übel auf einander zu sprechen wären. Die öffentlichen Lehrstühle sind ihnen zum Theil genommen, aber das hindert nicht, daß sie nicht Privatkollegia lesen sollten, wo Weiber und hochgebohrne Betschwestern mit Perücken Unterricht nehmen. In ihren ehemaligen Kirchen predigen und hören sie wohl keine Beichte mehr, aber dafür gehen sie mit ihrem Schafskleide unter die Heerden des Landvolks und richten dort mit ihrer verderbten

ten Lehre allerley Unheil an. Sie vertheidigen nicht wohl mehr in einem gedruckten Buche den Königsmord; aber dafür lassen sie Pasquille über aufgeklärte Fürsten drucken, verhöhnen und vereiteln heilsame Verordnungen, hetzen das Volk zu aufrührerischen Gesprächen auf. rc. rc. rc.

So kennt man die Jesuiten bey uns, das heißt, jene Jesuiten, die es wirklich sind. Ich habe mich, wie Sie mein Herr bemerken werden, wohl gehütet, den Namen Exjesuit zu nennen, denn ich bin gewohnt zwischen Jesuit und Exjesuit einen großen Unterschied zu machen. Jesuit ist bey mir jenes Individuum, das in allen Gestalten, in allen Kleidungen, in allen Sprachen den Kopf voll Ränke und Betrug hat, und alle Mittel anwendet, der ganzen Welt einen blauen Dunst vor die Augen zu machen, damit es im Trüben fischen könne. Der Exjesuit ist ein Unding, das als solches weder gut noch böse ist; und daher fließt mein Bekenntniß, daß ich nicht alles, was ehedem einen schwarzen Rock hatte, und nun Exjesuit heißt, Jesuit nenne. Der Name thut hier gar nichts zur Sache, sondern das Innere, der Karakter, der Kopf, das Herz.

Es

Es giebt Exjesuiten, die in ihrem Leben keine Jesuiten waren, so wie es Jesuiten giebt, die niemals in einem schwarzen Rocke stacken. Man kann also, wie es der Fall bey mir ist, mit ganzem Herzen dem sämmtlichen jesuitischen Volk abgeneigt seyn, und doch manchen Exjesuiten schätzen, lieben und hochachten. So kenne ich in Oesterreich verschiedene Exjesuiten, die grade darum meine Freunde sind, weil sie nie Jesuiten waren.

So ist es bey uns. Und nun wie steht es bey Ihnen? Sollte es wahr seyn, daß es bey Ihnen keinen Jesuitismus giebt? — Das haben Sie nur als ein Blinder, oder als ein Mann behauptet, der voll Unredlichkeit Sehende blind machen will. Man will in Erfahrung gebracht haben, daß die ganze preussische Politik einen sehr kennbaren Anstrich von Jesuitismus habe. Wenigstens müssen Sie eingestehen, daß jene Weisheit, die ich in meinem zweyten Briefe zu analysiren gezwungen worden bin, lauter Jesuitismus seyn müßte, wenn sie wirklich in dem Grade und mit den Absichten bey Ihnen ausgeübt würde, als Sie uns zu überreden bemüht sind. Grade das ists, was man Jesuitismus heißt: Dummmachung

chung des Volks, Bevortheilung der gutgläubigen Einfalt, Tyrannenjoch dem Nacken des Aberglaubens aufgelegt. So fängt der Jesuitismus seinen Raub, indem er den Wächtern, welche die Raubschützen zurück jagen sollen, die Augen verbindet, oder sie mit Opium von andächtigen Spiegelfechtereyen einschläfert.

Es war mir, ich muß es Ihnen gestehen, immer eine sehr auffallende Erscheinung, wenn selbst aufgeklärte Fürsten die Einfuhr und Lesung jener Bücher in ihren Staaten verboten, welche behaupteten: die Religion und besonders die mönchisch-katholische scheine keinen andern Endzweck zu haben, als das Volk in den Schlummer über sein Sklavenjoch einzulullen. Nach der Zeit, und ich kann sagen, mit der zu nehmenden Kenntniß des Jesuitismus haben diese Erscheinungen ihr Auffallendes für mich verlohren. Ich habe bemerken gelernt, daß den jesuitischen Beichtvätern daran gelegen seyn mußte, solche Meinungen in den Köpfen des Volks Wurzel fassen zu lassen. Sie mußten mit Händen und Füssen arbeiten, und allen ihren Vorrath von Sophistereyen verwenden, damit die Fürsten diese Meinung als eine der gefährlichsten und fürchterlichsten betrachten möchten, die

es nur immer geben könnte. Es war ihnen mit Recht bange um ihre geheime Manipulationen, die sogleich hätten ihr Ende nehmen müssen, wenn man der Ueberzeugung Raum gegeben hätte, daß die ganze jesuitische Religion in nichts anderem bestehe und keinen andern Endzweck habe, als Tyrannengewalt, Erpressung von Schätzen und Reichthümern, und was eigentlich der Grund von allen diesen ist, Betäubung des Menschenverstandes.

Läugnen Sie ja nicht, mein Herr, daß solche Manipulationen in Ihren Gegenden noch so gänge und gäbe sind, als irgendwo sonst. Streiten Sie ja nicht gegen die sehr große Menge der Sehenden, die sich überzeugt haben, daß der preussische **Katholicismus** nichts anders ist als bloßer purer **Jesuitismus**. Und wenn Sie überdies gar noch die erbauliche Geschichte von dem lächerlichen **Liederkrieg in Berlin**, der bey aller seiner Lächerlichkeit auch gewisse bedeutende Winke giebt, erzählen und Friedrichs Reskript: **Man lasse sie das dumme Lied, Nun ruhen alle Wälder** ꝛc. oder **was sie wollen singen** ꝛc. anführen, so haben Sie uns andere blos belehrt, daß es in Preussen nicht nur katholische, sondern auch **protestantische Jesuiten** giebt, und

daß

das Friedrich dem katholischen sowohl als dem protestantischen Jesuitismus gelassen zusteht — quod erat demonstrandum,

Ich habe bey der Gelegenheit, da ich die eben angeführte Stelle aus Ihrem Buch abschrieb, wieder ein wenig hie und da herum geblättert. Lieber Himmel! welch ein **Wasch-maul** hat Ihnen doch ihr Unstern mitgetheilt! Plagen Sie einen mit Ihren tausendsilbigen Gemeinsprüchen nicht so unchristlich, daß man das Buch zumachen muß, wo man es fast nur aufschlägt! Bey allem, was wahr ist, die Jesuiten hier zu Lande finden Ihr Buch als ein Meisterwerk der ersten Klasse, woran sie auch Recht thun. Aber ich meines Theils, kann nichts anders als versichern, daß es mich grade nach (diesen Ausdruck trifft man auch öfters in dem beliebten **Wahrmund**) zu reuen anfängt, meine Briefe an Sie gerichtet zu haben, denn wahrhaftig wer so weibermässig wascht, wie Sie, verdient wahrhaftig keine Antwort. Wenn Sie einen Beweis hievon begehren, so lesen Sie zur Buße Ihren neunten und zehnten Brief. Für mich habe ich darinn eine wahre Abrödtung des **Fleisches**, wie unsre Mönche sagen, gefunden rc.

Ach-

Achter Brief.

Meine Wanderschaft indessen ist schon einmal angefangen, und ich will für diesen ersten Auslauf wenigstens sehen, daß ich an einen bestimmten und sichern Ort komme. Lange werde ich aber nicht mehr wandern, denn in Ihrer Gesellschaft mein Herr, ist man ein geplagter Mann. Sie scheinen sich vorgenommen zu haben, einen jeden, der unvorsichtig genug wär, Schritt vor Schritt mit Ihnen zu gehen, ohne Barmherzigkeit zu Tode zu plaudern.

Ich muß jetzt gleich mit einer Folgerung anfangen; ich muß Ihnen, wenn Sie beherzigt haben, was ich von dem Jesuitismus und den Jesuiten bey uns gesagt habe, die Bemerkung mittheilen, daß grade dieser Jesuitismus der Stein ist, an welchem sich unsere Reformation und unsere Aufklärung in ihrem Gange stößt. Sie irren, wie es Ihnen so oft geschieht, und allen jenen Leuten geschehen muß die nur das behaupten, was sie zu ihren verdächtigen Absichten dienlich finden, wenn Sie

unsere Reformation von der Seite bedaurenswürdig zu finden sich bemüssigt glauben, weil nicht alles hinlänglich vorbereitet ist, weil es der Schwachen noch zu viele giebt, weil man das Alte noch zu heilig hält u. d. gl.

Tu dicis kann man Ihnen hier antworten; Sie mögen zum Theil Recht haben; aber darinn haben Sie Unrecht, daß Sie über Ihren Machtsprüchen vergaßen, sich auch einige Warum? zu beantworten, und überhaupt die Sache nicht nur von einer, sondern von allen Seiten zu betrachten.

Verläumdung und Unkenntniß unsers Volksgeists ist es, wenn man glaubt, es stehe mit den neuen kirchlichen Verfügungen bey uns so mislich, daß alles Volk sogleich in ein lautes Klagen und Seufzen ausbreche, wenn eine erscheint. Unwissenheit und Unkentniß in den ersten Principien der Psychologie ist es, wenn man dem Volk so viel Starrsinn zumuthet, als sey es aus und durch sich selbst so schrecklich verhärtet, daß kein Eindruck der Belehrung des Besseren bey ihm haften und Wurzel schlagen könne. Mistrauen in die Kraft der alles bezwingenden Wahrheit ist es zu sagen, das

Volk werde nie seine Augen für ihren Glanz öffnen, es werde immer in seiner alten Finsterniß bleiben, und die aufgehende Sonne fürübereilen, ohne einige Blicke darauf zu werfen — und hat es einmal diese Blicke gewagt, so wär gewonnen Spiel, wenn — —

Wenn nämlich die Lanzenknechte, mit welchen ich Sie weiter oben bekannt machte, nicht sogleich herbey eilten, und den, freylich noch schüchternen Blicken ins Licht, eine dicke Pechwolke vorschöben, und die Sehenden bey Pabst und Fegfeuer beschwüren, keine solche verwägene (wie sie es nennen) Blicke mehr zu wagen. Für den Patrioten ist es wahrlich ein harter Stand, solch boshaftes Unwesen ansehen zu müssen, und es nicht hindern zu können. Wären Sie ein Mensch, der nicht all sein Menschengefühl, alle seine brüderliche Theilnehmung an dem Wohl oder Weh seiner Mitmenschen so unwürdig gegen eine elende Handvoll hämischen Witz aufgeopfert hätte, mit gerührtem Herzen würde ich Ihnen den gerechten Kummer eröffnen, den ein Patriot bey den unchristlichen und so sehr gelingenden Bemühungen der Feinde des Lichts fühlen muß. Doch einiges mag, wie der gute Saame auf

den Felsen in Ihre Seele gelegt seyn. Haben Sie keinen Sinn dafür, so beten Sie, daß das Gericht der Thoren, nicht aber der Boshaften über sie komme.

Es ist ein schöner Gedanke, sich einen Regenten zu denken, der sein Volk liebt und es glücklich sehen will. Er wird Tage und Nächte arbeiten und suchen, die zweckmässigsten Mittel zu finden, welche seiner Absicht zuträglich seyn könnten. Er wird die Ursachen aufspüren, wodurch das Glück seines Volks bisher weniger erreicht wurde, und da wird es ihm einleuchten, daß eine verhältnißmässige Aufklärung vor allen andern das schicklichste Mittel sey. Die Gründe hievon werden ihn alle aufrichtige und tiefdenkende Philosophen gelehrt haben. Er legt nun Hand ans Werk und von tausend Seiten werfen sich ihm Hindernisse in den Weg; Bosheit und Tücke, Eigennutz und Habbegierde, Dummheit und Kabbale empört sich gegen ihn, er aber führt es unerschüttert fort, und hat in kurzer Zeit den Trost, zu sehen, daß sein Werk gelingt, und die Guten es billigen und in dessen Daseyn sich glücklich schätzen.

Aber eben nun, da es im glücklichsten Beginnen und Fortwachsen ist, da die Bosheit und Tücke ihre Pfeile innerhalb der Gränzen fruchtloser, als sie es wünschte, verschossen hat, da die Gährung schon in eine glückliche Empfindung des Wahren und Guten überzugehen anfängt, da gnügt man sich nicht mehr mit blossen selbst abgedrückten Pfeilen, man miethet verkappte Banditen, die auf der Heerstraße lauern, und jedem Fürübergehenden, der nicht auf ihre Meinung schwört, den Dolch aufs Herz setzen müssen. Da bestellt man feile Gränzaufschauer, unterhält mit ihnen durch magische Sprachröhre lange und meuterische Gespräche, ertheilt ihnen geheime Instruktionen, verlobt sich und seine Helfershelter dem Geist der Lügen — und so entstehen giftspeyende Zeitschriften, die das Brandmal der Bosheit auf ihrer Stirne tragen.

So manövrirt der Jesuitismus in- und ausserhalb Oesterreich. So sind Ihre Briefe entstanden mein Herr! sie sind der Zusammenfluß aller jesuitischen Pasquinaden, die man bey uns bisher in einzelnen Häusern hörte, die man sich behutsam ins Ohr flüsterte, bis ein Organ wie Sie, die Sprechermühe auf sich

 nahm

nahm, dieses jesuitische Gift in alle Welt auszustreuen, und zugleich — was vielleicht Sie aus Sorglosigkeit, Ihre Prinzipalen aber dießmal, wie es scheint, aus Dummheit vergassen — das ganze Jesuitenvolk als das gefährlichste, undankbarste, verläumderischste Unkraut, das ein Fürst irgend in seinen Staaten dulden kann, vor aller Welt Augen blank und blos darzustellen.

Ich rede hier mit Grund mein Herr, aus Ueberzeugung und Erfahrung, denn ich habe Augen und Ohren, und ich habe alles das, was Sie uns jetzt gedruckt sagen, schon seit drey Jahren bei uns so vielmal gehört, als mit und von Jesuiten die Rede war. Ich habe gehört, wie man bey allen Verfügungen des Landesfürsten, bey allen Einziehungen der Klostergüter keine andre Absicht gelten ließ, als Habsucht und Geldgeiz; wie man austrompetete, der Schlummer von künftigen Glück, in welchen man die Nation durch große Versprechungen einzulullen suche, sey nichts anders, als ein betrügerischer Schlaf, von dem man zur härtesten Sklaverey erwachen würde; die Toleranz sey ein windschiefes Ding, das heut dauern und morgen wieder verschwinden

müs-

müsse, das Land leide dadurch in allen seinen Verfassungen, es sey ein Schattenwerk, durch welches man das Rühmen und Staunen der Auswärtigen erbetteln wolle.

Schande mir, wenn ich meine Hand länger zum Niederschreiben solcher und ähnlicher Lästerungen brauchte! Ihnen allein ziemt es ein ganzes Buch davon zu schreiben. Nur dieß sage ich: Oesterreich wird nie, kann nie einen festen und sichern Gang zu seiner Aufklärung und zu seinem wahren Glück gehen, so lange im Innern desselben so bösartige Würmer herumkriechen, die die Wurzel des Guten benagen. Man glaubt es vielleicht nicht — ich rede hier nicht von Ihnen, denn Sie werden ohnehin davon überzeugt seyn, die ganze Absicht Ihrer Briefe spricht für diese Ulberzeugung — aber ich sage, man glaubt es vielleicht dort nicht, wo man es glauben sollte, um wirksame Gegenmittel wider diese bösartigen Würmer zu gebrauchen.

Neunter Brief.

In diesem Briefe ein paar Worte über unsere Preßfreyheit und Litteratur! Ich sammle einige Ihrer Stellen, und begnüge mich einige Anmerkungen hinzuzusetzen. Sie sagen z. B. die Preßfreyheit kömmt den Oesterreichern noch um 10 Jahr zu früh — Sie habe eine schädliche Wirkung auf den Geschmack und Karakter der Nation, und bey dieser Gelegenheit schimpfen Sie über unsre Brochüren und Schriftsteller, was der Zeug halten mag.

Die Preßfreyheit kömmt den Oesterreichern um 10 Jahr zu früh — sonderbar! und warum? Ein Kranker, der lange vergeblich auf einen Arzt wartete, der ihm eine Aderlässe, das einzige Mittel, ihn gesund zu machen, verordnete, darf und wird der klagen, die Aderlässe komme ihm zu früh, wenn sie ihm verordnet wird? Werden es die Umstehenden, die seine Freunde sind? Aber vielleicht treten einige feindselige Gesichter und getäuschte Erben in einen Winkel zusammen,

und seufzen: Ach, die Aderlässe kam ihm zu früh! — denn wär sie später gekommen, so läge der gute Mann, wo wir wollen, daß er liegen sollte — im Sarge.

Ich bin so eitel, mich zu überreden, daß ich durch dieses blosse Alltagsgleichniß das Bild einer gewissen Klasse von Gränzaufschauern und einheimischen Nachteulen aufs Haar getroffen habe, jener Leute, die sich wie im hitzigen Fieber gebärden, wenn sie hie und da von einem redlichen Manne belehrt werden, die österreichische Preßfreyheit sey eine grosse Wohlthat für die österreichischen Staaten, sie habe schon viel Gutes gestiftet, und werde noch ferner manches stiften.

Es soll kein Geheimniß seyn, daß ich unter den Gränzaufschauern, von denen ich hier rede, eine gewisse Race von Ausländern, so wie unter den einheimischen Nachteulen eben nur wieder das pecus Lojoliticum verstehe. Jene bersten vor Aerger, daß sie nicht mehr die Alleinherrscher, die Tonaugeber, die Dreyfüßler von ganz Deutschland mit der so lang gewohnten Wichtigkeit und Impertinenz werden spielen können; diese kriegen die Abzehrung,

weil sie mit Recht fürchten müssen, daß ihnen das Blut, welches sie lange her aus den Adern des Volks saugten, nun in schweren Portionen wieder abgezapft werden dürfte.

Oesterreich war so lange der Fußschemmel des ausländischen Litteraturdespotismus, daß es so zu sagen den Regeln des Mechanismus zu Folge seine Schnellkraft endlich einmal brauchen, und aus dem Staube, worein es jene Großsultane gedrückt hatten, aufstehen mußte. Lange genug hat es vor schwindsüchtigen Götzen gekniet, und Weyrauch, und Myrrhen, und Gold geopfert, daß man ihm nur auch manchen Strahl göttlicher Huld zukommen lasse. Die Zeiten ändern sich, und nicht alles ist Gold was glänzt, sagte Sancho Pansa.

Diese Sprache darf Ihnen nicht stolz klingen. Es ist die Sprache der Freyheit und des ungeblendeten Forschens nach Wahrheit und Wirklichkeit. Es ist auch nicht die Sprache einer kindischen Vorliebe. Ich habe zu wenig persönliches Interresse dabey, für diese Sache aus einem solchen Beweggrunde eingenommen zu seyn. Die ganze Preßfreyheit hat mir noch nicht um eine Haselnuß genützt, und wenn Sie wol-

wollen, sehr wenigen der Unsrigen. Aber dem Volke, dem Ganzen, fürs Allgemeine hat sie genützt; sie hat Blinde sehend gemacht, sie hat die Wechsler aus den Tempeln gejagt, sie hat Teufel ausgetrieben.

Wodurch? fragen Sie; etwa durch Brochüren? — Allerdings mein Herr! durch Brochüren und was unter diese Rubrik gehört. Es ist unglaublich, meinen Sie; es ist Dummheit, so was zu behaupten. Und doch hab ich große Lust, diese Behauptung zu wagen; und ich wage sie deßwegen gerade hier, weil sie mir Gelegenheit giebt, dem Gränzaufschauervolk wieder ein Perspektiv in die Hand zu geben, das nicht schief, sondern gerade und richtig zeigt.

Ich habe, da es meine alte Gewohnheit ist, über auffallende Erscheinungen bevor viel zu denken, ehe ich den Mund öffne, meine Meynung zu sagen, sehr bedächtlich das Gekreische und Gebelle angehört und in Ueberlegung genommen, welches das Ausland — fast im Durchschnitt — über die kleinen österreichischen Tagschriften gemacht hat, und noch macht. Recht hab ich ihnen immer gegeben, wenn sie

sagten, es sey wenig oder nichts neues geschrieben worden, das Brochürenmachen sey für gewisse Leute zur Taglöhnerey geworden, das Publikum sey in Gefahr gekommen, sich an dem Wust elender Skarteken arm zu kaufen ꝛc. Alles dieses herzlich gern eingestanden! Aber das gestehe ich nicht ein, daß alles, was geschrieben wurde, schlecht, daß gar nichts Neues darunter war, daß jeder, der schrieb, nur pfuschte und purgierte, wie Sie und Friedel sagen.

Doch ich muß Ihnen erst meine Ueberlegungen mittheilen, ehe ich in diesem Gleise weiter gehe. Mir scheint der wahre Grund, warum das Ausland auf die Früchte unserer Preßfreyheit so bitterböse schimpft, liege darinn: daß Oesterreich während dieser Zeit wenige oder fast gar keine **Werke des Genies und des Witzes, keine Werke deutscher Art und Kunst, keine Agathons, keine Leiden des jungen Werthers, keine älteste Urkunde des Menschengeschlechtes** ꝛc. ꝛc. ꝛc. lieferte. Es ist wahr, an solchen Werken sind wir arm geblieben. **Blumauer** allein hat mit seinen Gedichten und Travestirungen die Aufmerksamkeit einiger Ausländer auf sich gezogen; andre

haben auch weiblich über ihn geschimpft, und bewiesen, daß er so ziemlich einen deutschen Vers machen könne. Beynahe alles andere entgieng dieser Aufmerksamkeit; man gnügte sich, einmal für allemal den Grundsatz anzunehmen, daß jede Wienerschrift eine Broschüre heißen, und weil sie eine Broschüre heiße, schlecht, folglich unter aller Aufmerksamkeit und vielleicht gar unter aller Kritik seyn müsse.

So wenigstens hat das Judicium delegatum zu Berlin seine Entscheidung gegeben; andere judices minorum gentium und judiciunculi aus verschiedenen Gegenden Deutschlands haben mit heftigem Geschrey die große Entscheidung geltend zu machen gesucht, und es steht fast in unzählbaren Tagschriften schwarz auf weiß gedruckt, daß die Wiener Schriften im Durchschnitt genommen, alle schlecht sind.

Wie wär es, wenn man bey dieser harten Entscheidung alle Billigkeit bey Seite gesetzt, seine schlechte Lokalkenntnisse verrathen, und überhaupt noch einen Stolz gezeigt hätte, der vor lauter Uebermuth lächerlich wird.

Wer

Wer eine Nation beurtheilen will, muß diese Nation kennen; das heißt er muß von der innern Verfassung derselben, ihren Verhältnissen, Umständen u. d. gl. wohl unterrichtet seyn; er muß ihren Geist und dessen Richtung kennen; er muß die Mittel und Hindernisse zum Guten bemerkt, und ihre Wirkungen untersucht haben. Urtheilt er aber, ohne diese vorläufige Untersuchungen angestellt und diese Kenntnisse eingehohlt zu haben, so muß er natürlich und schlechterdings ungerecht werden.

Gelehrten ist gut predigen, sagt das Sprüchwort; das heißt hier: die Klugen, Vernünftigen, Gelehrten in Oesterreich bedurften nie einer Preßfreyheit, nie einer Aufklärungsanstalt, denn sie wußten für sich ehehin so viel, als sie brauchten, um Tag von Nacht zu unterscheiden, sie kannten ehehin die besten Bücher, und hatten sich troz dem Verbot der Censur gelesen. Aber das Volk brauchte sie, das Mönchthum, die Bigotterie, der Fanatismus, die Intoleranz brauchte sie; hier war es nöthig mit Waffen der Vernunft und der Wahrheit zu kämpfen. Hier mußte man den Unrath wegräumen, welcher so lange Zeit her den Kanal verstopfte,

durch

durch welchen Wissenschaft, Geistesbildung, und gesundes Denken in die Köpfe des noch rohen Theils der Nation übergehen sollte. Man mußte Liebe zum Lesen machen, man mußte bey Gegenständen anfangen, die eben durch die allgemeine Gährung ein allgemeines Interesse gewonnen hatten. Man würde gewiß den Thurm bey der Spitze zu bauen angefangen haben, wenn man in dieser Zeit der Gährung Romane, und gelehrte Werke in Großoktav zur Lektüre des Volks gemacht hätte. Es war der Lage der Sache angemessen, durch kleine fliegende Schriften an die Köpfe zu klopfen, dadurch diese Köpfe aus dem Traume oder aus dem Schlaf zu wecken, und sie zu einer Art Wachbarkeit zu bringen, daß sie wenigstens auf den Lärm aufmerksam würden, mit welchem man sie immerfort aufweckte. Der Zufall hat hiebey gewiß die Mühe aller psychologischen und menschenkennerischen Untersuchungen auf sich genommen; vielleicht dachten manche über den menschlichen Geist und den besondern Nationalgeist, ehe sie ihre kleine Werkchen schrieben. Aber meistens war es wohl eine Art von Ansteckung, und bloß gewohntes Mitlauffen, daß so viele schrieben, und dann auch so vielerley Durcheinander ins Publikum kam. Aber es sey wie

es sey, der Erfolg war der nämliche; man sah Wirkungen entstehen, bey denen der Zuschauer die überdachtesten Ursachen zum Grunde gelegt glauben konnte.

Ich habe es nicht nöthig, die geschehene Reformation zu vertheidigen; wir fühlen bey uns ihr Heilsames so, wie wir ehedem ihre Nothwendigkeit fühlten, und ihre Wirklichkeit wünschten. Ich will nur sagen, daß diese ganze Reformation, die Einführung der Toleranz, die Ausmusterung der Klöster u. s. w. nie so leicht würde seyn zu Stande gebracht worden, wenn die Brochürenmacher nicht die Köpfe des Volks mit so vielen kleinen Büchelchen belagert, und auf einigen Bogen gerade das gesagt hätten, was das Volk zu wissen brauchte. Wer dieses bezweifeln zu müssen glaubt, der übernehme es, einige Fragen zu beantworten, diese: Warum denkt ein so großer Theil des österreichischen Publikums gegenwärtig ganz anders, als er bey Maria Theresia und vor und beym ersten Beginnen der Reformation dachte? Warum kreuziget sich jetzt fast niemand mehr vor Büchern, die ehehin von den Mönchen verflucht und excommunicirt waren?

Die

Die geänderte Volksdenkungsart in Oesterreich kann ohne Unverschämtheit kein Ausländer für sein Werk ausgeben. Man würde ihm sagen: Wie gieng es zu, daß zu jener Zeit, wo schon alle mögliche Bücher in jedem Fache der Aufklärung von Ausländern geschrieben waren, in Oesterreich bey der Nation im Allgemeinen wenig oder gar keine Aufklärung war? Und wie geht es ferner zu, daß jetzt ein großer Theil sich der Aufklärung nähert, ohne, wie ehedem, irgend ein Buch vom Auslande gelesen zu haben? — Ich will mit allem diesem so viel sagen, daß die kleinen Wiener Schriften — den Unrath weggerechnet — einen grossen Theil zur Ausführung des bisherigen Reformationsgeschäfts beygetragen haben, und daß sie sich bey aller Verachtung der Ausländer eines heilsamern Endzwecks und heilsamerer Wirkungen freuen dürfen, als alle die dickleibigen Skarteken von Romanen, Rhapsodien, Empfindeleyen, Dichtereyen, Kritikaklereyen rc. womit die rüstigen Schmierer in Berlin, Leipzig, Göttingen, Hamburg rc. von Messe zu Messe das deutsche Publikum inkommodiren, und ärger noch als die Wiener — denn in Wien ist man so ehrlich, grade so viel auf einigen Bogen zu sagen, als jene

 drau-

draußigen Schmierer in einem ganzen Buche— Angesichts der ganzen deutschen Nation purgiren.

Der Nutzen mein Herr, muß und soll der erste Maaßstab seyn, nach welchem man irgend ein Werk, gelehrt oder ungelehrt, beurtheilet. Der Schuhmacher, der die Füsse seiner Mitbürger kleidet, ist ein nützlicher Mann, ganz ohne Vergleich nützlicher, als der Galanteriearbeiter, der neue Moden raffinirt, um das Publikum um sein Geld zu schnellen. Grade so ist der Mann, der auch nur ein Blatt voll Wahrheit geschrieben hätte, wodurch irgend ein Irriger zurechtgewiesen, ein Zweifelnder beruhigt, ein Verläumdeter gerechtfertigt worden wär, ungleich schätzbarer, vor das gemeine Beste ungleich nützlicher, als ein rüstiger Schreiber, der hinter seiner Geniebibliothek auf dem Gerüst steht, und dem gaffenden Hauffen für sein Geld und seine verschwendete Zeit Geniespaß und Originalkraftwerk vormacht.

Ich will die Sache durch eine Induktion erläutern. Wenn ein Berliner voll stolzer aufgeblähter Selbstgefälligkeit nicht nur über

uns,

uns, sondern über ganz Deutschland wegsehen will, so patscht er sich auf den Bauch, und stößt auf gut stentorisch in seine Trompete: Ha da! wir Berliner haben seit so und so viel Jahren eine allgemeine deutsche Bibliotek! — Und glauben Sie wohl mein Herr, daß es beynahe so gut als ausgemacht, durch die erfolgten Wirkungen entschieden ist, daß die von den Ausländern wenig geachteten, selten oder gar nicht einer Erwänung werth gefundenen Wahrheiten über die Prediger in Wien seit zwey Jahren mehr wahren und reellen Nutzen bey uns gestiftet haben, als die so hochgepriesene allgemeine deutsche Bibliothek in Berlin oder in Deutschland. Der Beweis, wenn Sie ihn fordern, giebt sich von selbst, nämlich durch die Wirkungen. Die Wahrheiten über die Prediger haben den Endzweck, schlechte Prediger zu bessern; und wir haben es bey uns wirklich erlebt, daß zwischen den Predigten, die man uns vor zwey Jahren hören ließ, und denen, welche man jetzt meistens hört, ein sehr auffallender Unterschied sey, das heißt: man predigt jetzt gründlicher, überdachter und geistvoller als ehedem. Die Berliner Bibliothek hat den Endzweck, die schlechten Schreiber zu züchtigen und verstummen zu

machen; und siehe, von Jahr zu Jahr wachsen die Meßkatalogen, und von Messe zu Messe schleppt jeder Buchhändler mehr Makulatur in sein Vaterland.

Sie und Ihre Kollegen werden das freylich nie glauben. Sie wenigstens haben sich schon herbey gelassen, der hiesigen **Prediger-kritik**, wie man die Wahrheiten über die Prediger allgemein zu nennen pflegt, einen derben Querhieb im Vorbeygehen zu geben; Sie sehen die ganze Schrift für **Kritikasterey** an — was Ihnen erlaubt seyn muß, weil Sie die Rolle des General = Rezensenten in Ihren Briefen spielen; und geben Ihre Meinung an den Tag, daß die **Kritikaster**, die Verfasser der Predigerkritik, zu ihrem Geschäft eigends aufgestellt sind. Von wem? haben Sie eben nicht gesagt, und thaten auch gut daran nichts davon zu sagen, denn so haben Sie sich doch erspart, daß wir Sie nur halb so viel bey uns auslachen müssen, als wenn Sie die zweyte Frage mit Ihrer positiven Sprecherkraft auch mit beantwortet hätten.

Glauben Sie aber ja nicht mein Herr, daß ich durch den Schutz, in welchen ich den besseren

ren Theil unsrer Brochüren genommen habe, unsrer Litteratur hätte ein Kompliment machen wollen. Von Litteratur im eigentlichen Verstande kann da gar die Rede nicht seyn, denn das meiste, was in unsern Brochüren gesagt worden ist, bezieht sich nur auf kirchliche Gegenstände. Und wenn Sie wollen, so bin ich offenherzig genug, Ihnen das Geständniß abzulegen, daß unsre Litteratur als Litteratur durch die Preßfreyheit wenig oder nichts gewonnen hat. Dieß hebt meine vorige Behauptungen nicht auf, sondern es verbindet mich, einiges über den wahren Zustand unsrer Litteratur mit Ihnen zu sprechen, welches in dem folgenden Briefe geschehen soll.

Zehnter Brief.

Dieser Brief ist für dießmal der letzte, so mag er auch der kürzeste seyn. Das Wenige, was ich noch über den Zustand unsrer Litteratur zu sagen habe, mag sich meistens nur auf einige Aphorismen beschränken, die ein anderer mit so vielen Worten umbrämen kann, als ihm beliebt.

Kein

Kein Zweck wird ohne hinreichende Mittel erreicht. So scheint es auch, daß unsere Litteratur noch einen großen Schwung wird nehmen müssen, ehe sie das wird, was sie unter andern Umständen leicht seyn könnte.

Es ist nicht genug, fähige Köpfe zu haben; diese Köpfe müssen auch aufgemuntert, belohnt, in Verhältniße gesetzt werden, daß sie sich bilden, und für die Welt arbeiten können, ohne von Brodsorgen gequält zu seyn. Man muß diese Köpfe nicht, so zu sagen, aus der bürgerlichen Gesellschaft hinaus stossen, ihnen nicht ihr reelles bürgerliches Daseyn rauben, wie es bey uns fast durchgängig geschieht.

Der Litterator hat bey uns noch immer keine so befriedigende Aussicht für sein künftiges Leben, daß er seine beßten Jugendkräfte und Jugendfreuden hinauswerfen sollte, um dann im Alter vielleicht bey seinen Büchern hungern zu müssen.

Der Staatsbeamte sieht in seinem mechanischen Gange nach einer Hofrathsstelle hin; der Litterator hat eine dünnleibige Professorstelle mit 6 oder 800 fl. zur Aussicht, und sogar

diese Aussicht ist ihm nicht ganz gewiß, denn das Eindringen der Ausländer wird alle Tage häuffiger.

Durch litterarische Verdienste sich zum Staatsbeamten fortarbeiten wollen, ist so viel, als bergab gehen, da man bergauf gehen will. Es ist fast lächerlich für einen ernsthaften Mann, einen jungen Schriftsteller zu sehen, der etwa einige gute Sachen hat drucken lassen, und sich daher Protektion und Beförderung verspricht.

Unser Buchhandel ist noch lange nicht so fixirt, daß er als ein wirksames Hilfsmittel zur Beförderung unsrer Litteratur angesehen werden könnte. — — —

Doch ich besinne mich, daß Sie über diesen Gegenstand selbst einige richtige und treffende Bemerkungen gemacht haben. Ich meines Theils finde, daß hier eigentlich der rechte Ort nicht ist, mehr darüber zu sagen; es sey auf ein andersmal gespart. Wichtige

Ge-

Geschäfte ruffen mich von der Fortsetzung dieser Korrespondenz ab; und ich will lieber ganz schweigen, als dasjenige, was zu sagen wär, nur halb und obenhin sagen. Ich bin also bis auf Wiedersehen 2c.

KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Beylage

zu den

Briefen aus Berlin

über

verschiedne Paradoxe dieses Zeitalters;

in

neun Briefen

an den Verfasser derselben,

und einer

Nachricht an das Publikum.

Aude aliquid brevibus Gyaris & carcere dignum,
Si vis esse aliquis. — — —

Juvenal.

[V: Joh. Rautenstrauch]

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Wien und Berlin,
1784.

Vorerinnerung.

Wer die sogenannten Briefe aus Berlin gelesen hat, wird sicher darauf, von mehr als einer Seite her, eine Antwort erwarten. Hier ist eine. Vielleicht sind schon ein paar vorhanden, ehe diese erscheint. Thut nichts. Jeder Mensch hat seinen eigenen Kopf,

()=()=()

jeder Autor seine eigene Weise, und die Schriftstellerstrasse ist so breit, daß ihrer fünfzig den gleichen Weg gehen, oder bestimmter, über einen und denselben Gegenstand schreiben können, ohne daß sie sich begegnen, oder gar übereinander stolpern dürfen.

Der Verfasser der Berliner Briefe hat redlich dafür gesorgt, Stoff für mehrere Widerleger zu liefern, welches ihm eben nicht schwer fiel, da auch sicher mehrere daran geschmiedet haben. Sie gleichen dem Kinde jenes Wechslers, der ins Taufbuch schrieb: Robert und Kompagnie.

Ich bin also sicher, in dieser meiner Beantwortung manches eigene gesagt zu haben,

was

()=()=()

was andere vielleicht nicht sagen werden; so wie ich etwa über manches hinweg geschritten bin, was andere herausgehoben und beantwortet haben werden. Desto besser! Den Stall des Augias gänzlich zu reinigen, wird entweder ein Herkules, oder eine ganze Kompagnie erfodert.

Mich dünkt, daß ich den Beruf zu einem litterarischen Chymiker habe. Ich sondere die Quintessenz von dem übrigen, das Geistige von dem Erdklumpen, das Korn von den Schlacken ab, und überlasse die letztern — den Schlackenschmelzern. Und so behandle ich die Menschen, besonders die Schriftsteller. Ich sehe auf das Herz, nicht auf das Gesicht oder den Rock, auf die natürliche Gestalt, nicht auf die er-

künstelte.

()=()=()

künstelte. Ich werfe die Worte weg, und sehe auf die Sache, es sey denn, daß die Worte die Sache enthüllen.

So habe ich aus den Berliner Briefen nur das Gift abgezogen — vielleicht nicht alles, doch, meines Erachtens, das stärkste. Auch enthalten sie dessen so viel, daß man leicht ganze Nationen damit vergiften könnte. Es ist, meines Erachtens, so corrosiv, daß es fast nirgend anderst zubereitet werden konnte, als in jener Fabrike, wo das Aqua toffana verfertigt wird, welches, unter andern, Klemens den XIV. so früh gen Himmel beförderte.

Das Publikum mag entscheiden, ob ich Recht habe, oder irrte. Ich wünsche das letz-

tere,

tere, und will lieber zehnfach Unrecht haben, als gewiß überzeugt seyn, daß es solche Auswürflinge der Menschheit, solche tückische Feinde des Vaterlandes mitten unter uns giebt, die Pflicht, Ehre und Rechtschaffenheit aufopfern, um die Anwandlungen ihrer abgefeimten Bosheit zu befriedigen.

So viel ist gewiß, daß der eigentliche Verfasser dieser Schandbriefe, und wenn er hundert Jahre erlebte, es nie wagen wird können, seinen Namen vorzusetzen, ohne Gefahr zu laufen, für einen der frechesten Bösewichter angesehen zu werden. Wer er eigentlich seyn mag, davon werden meine Leser hie und da beynahe unverkennliche Spuren finden. Dies zu entdecken, seine Denkungsart, sein Herz,

seinen

seinen Karakter näher zu erforschen, zu entlarven, und seine Absichten zu beleuchten, war mein Endzweck. Hab' ich diesen nicht verfehlt, so bin ich zufrieden, und meine Leser werden es mit mir seyn.

Innhalt.

Innhalt.

Erster Brief.

Vorläufig untersucht man nicht, ob der Verfasser der Briefe aus Berlin; ein wirklicher Berliner oder gar — ein Wiener ist; noch weniger, ob sein Herz und sein Rock einerley Farbe haben. Auch er verdient ein Kompliment; ein besseres noch, als Friedel: aber nur in Ansehung seiner Schreibart, nicht seiner Gesinnungen wegen. Er würde diese Briefe geschrieben haben, wenn auch Friedel die seinigen nicht geschrieben hätte. Kreuzspinnen. Gesichtspunkt, aus welchem Friedels

Briefe von zwo Partheyen betrachtet wurden. Langohr in der Haut des Löwen. Zufällige Bemerkung. Brennesseln sind keine Blumen. Der vermummte Verfasser der Berliner Briefe marschirt auf. Gleicht den Banditen. Patriotismus, Lage und Absichten durcheinander. Rechtfertigung der Wiener Schriftsteller, über die Beschuldigung, daß sie alles Fremde gering schäzen. Au contraire! — Herr Nikolai. Kabinetsbefehl wegen dem Müller Arnold und Josephs Toleranzedikt im Gegensatze.

Zweiter Brief.

Leider hat auch Friedels Feder abscheulich purgirt. Beurlaubung von ihm. Des Unbekannten gemeinschaftliche Eigenschaft mit dem Teufel. Giebt Lehren, die er selbst nicht befolgt. Künftiges Ehrenmal des Verfassers der Berliner Briefe. Was er wünscht, giebt er, als schon geschehen, aus. Bemerkungen darüber.

Dritter

Dritter Brief.

Klekser und Künstler, d. i. Friedel und der Anonymus. Unverstand des einen; Bosheit des andern. Mißlungene Schilderung; frevelhafte Skizze. Ein kalkulirender Thronerbe gefällt dem Anonymus nicht. Teleskope, Mikroscope und Brillen. Was der Mann hätte sagen können, wenn er der nicht wäre, der er ist. Klerus und Religion, Misbräuche und Heiligthum sind — glaub' ich — zweyerley Dinge. Die Wächter des Vatikans haben feine Nasen. Die Väter der gefährlichen Moral. Blauer Dunst. Bestättigung der Stelle aus Hallers Gedichten: „Was Böses ist geschehn, „das nicht ein Priester that?" Kleinigkeiten und Millionen.

Vierter Brief.

Prüfung des Raisonnements über Josephs und Friedrichs Krieger. Nestor Kaunitz. Lacy. Der Herr Anonymus gratulirt Oesterreich wegen dem

Genie

Genie dieses grossen Mannes, und verzerrt den Mund dabey. Man schlug sich ehedem mit Oesterreich eben nicht für die Langeweile, wohl aber öfters ohne gegründete Ursache. Etwas von der Begünstigung des Militair Chargenverkaufs.

Fünfter Brief.

Grosse Männer bleiben groß, wenn ihnen auch nur der kleinere Theil der Unbefangenen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Thatsachen bleiben wahr, auch wenn sie — widersprochen werden. Man muß eine Aezney ganz genommen haben, um von ihrer Wirkung zu urtheilen. Daraus, daß Friedrich mit jedem Theil der Kriegskunst gleich stark bekannt ist, folgt nicht, daß die Oesterreicher minder darinn erfahren sind. *) Wer der Angreifer im bayerischen Erbfolgekrieg war? Versuch, diese Frage aufzulösen; — auch, ob Friedrich Garant des west-

*) Das Wort nicht auf der 40sten Seite bey dieser Stelle ist ein Druckfehler.

westphälischen Friedensschlusses ist? — Ob das gerühmte Ascendant der Preussen über die Oesterreicher im letzten Feldzug merklich war? Ob es entschieden ist, daß Wir die Zeche bezahlt hätten, wenn der Zwist länger gedauert hätte?

Sechster Brief.

Die österreichische Kriegsart des letztern Feldzuges war allerdings zweckmässiger Plan! Warum sie es war! Worauf Friedrich, bey Erhebung Seiner Zweifel, Bedenklichkeiten und Widersprüche, vorzüglich mitgerechnet hat. Etwas über den ruhigen Marsch der Preussen, von Welsdorf nach Burkersdorf. Wer ihnen den sichern Geleitsbrief gab. Beweise. Rechtfertigung und Bestättigung unsers damaligen Ausrufs: dürften wir nur!

Siebenter Brief.

Der Herr Anonymus hat ein falsches Bild von Josephs Reformation geliefert. Die

Farben

Farben sind zu krell; Schatten und Licht am verkehrten Orte. Ein Ratzengiftkrämer verkauft keinen Zucker. Vom König Bochoris und dem heiligen Ochsen — dem Klienten des Herrn Anonymus. Seine richtige Logik. Karakteristik seiner Denkungsart; seiner Gleißnerey; seiner Absichten. Untersuchung, aus welcher Schule seine Lehrsätze stammen. Friedrichs Benehmen bey dieser oder jener Sache ist keine Richtschnur für Joseph. Wenn es Ihm gleichgültig ist, ob seine geduldete Katholische Unterthanen dumm oder vernünftig sind — was geht das uns an? Der Advokat des Thierdienstes, der heiligen Hühner und Gänse der Römer, und der Schildkröte der Chineser.

Achter Brief.

Frevelthat des Herrn Anonymus; seine schwarze Verläumdung wider Joseph; seine Persiflage unserer Censur = und Preßfreyheit. Er sagt: „Wir haben, und haben sie nicht; sie äussere ihre Wirkung nur

bey

bey solchen Gegenständen, die das politische und ökonomische Interesse der Regierung befördern." Wie sein Steckenpferd heißt. Von exjesuitischen Schrauben, dem Edikt von Nantes, der Interims-Herberge der Protestanten, und ihm — dem Störer der öffentlichen Ruhe. Von welcher Gattung der Eigennutz ist, der bey Josephs Reformen zum Grunde liegt. Was eigentlich die Ursache ist, warum der Klerus so darüber loszieht. Ob die Wiener Schriftsteller um Gunst schreiben? Ob ihr Brod gut ist? Ob der Kampf, zwischen Licht und Finsterniß, der Vernunft und Aufklärung zuträglich oder schädlich ist.

Neunter Brief.

Der Herr Anonymus vergißt sein Inkognito. Seine Blendangriffe auf die Jesuiten, um ihnen desto wichtigere Dienste zu leisten. Auch in Teufelspredigten ist dann und wann eine Wahrheit. Ein Fingerzeig, für den man allerdings dankbar seyn sollte. Des Herr Anonymus

mus Vertheidigung des Kardinal Erz-bischofs von Wien wird gewogen, und zuleicht befunden; sie rechtfertigt Ihn nicht — au contraire! Vorsicht, eine gewisse Muthmassung zu vermeiden. Ein Vogel auf dem Neste wird gefangen, und zwar der Alte, sammt den Jungen. Bemerkung: daß der Teufel zuletzt seine eigenen Parthey-geher in den Koth wirft. — Etwas wegen Migazzi's beiden Bißthümern, und seinem deswegen vom Rom erhaltenen Dispensations-breve. — Abschiedskompliment für den Herrn Anonymus, und wohlmeinender Wunsch.

Nachricht an das Publikum.

Der Herr Anonymus kömmt in die Klemme, und wird — entlarvt.

Erster

Erster Brief.

Mein Herr!

Wer Sie immer seyn mögen — einer oder mehrere — ein wirklicher preußischer Patriot, oder wohl gar ein vermummter einheimischer Widersacher der neuen österreichischen Reforme — ob Sie Weltmann oder Theolog sind, ein gefärbtes oder ein schwarzes Kleid, eine Frisur nach der Mode, oder eine Tonsur tragen — ob Sie allein, oder einige an den sogenannten Briefen aus Berlin Theil haben — mit einem Wort, ob sie wahrhaftig in Berlin, oder zu Wien, unweit dem Belvedere geschrieben worden sind — darüber will ich vorläufig so wenig eine Untersuchung anstellen, als Sie in Ansehung Riedels thaten; genug, daß Sie für zuträglich fanden,

sich nicht zu nennen, und dem Publikum deswegen zu allerley Vermuthungen selbst Anlaß gaben — zu Vermuthungen, die vielleicht in der Folge in einen gegründeten Verdacht sich verwandeln dürften.

Wie dem seyn mag! ich rede mit dem Verfasser dieser Briefe, und werde, als ein ehrlicher freymüthiger Oesterreicher, Ihnen ohne alle Schminke sagen, was ich davon halte, und was andere unbefangene Patrioten davon denken — denken müssen.

Im Ganzen betrachtet sind Ihre Briefe — den Grund oder Ungrund der Gegenstände, die Sie behandeln, beyseite gesezt — rein, körnigt, gedrängt, und so vortreflich geschrieben, daß es nicht einmal ein Kompliment für Sie ist, wenn ich aufrichtig bekenne, Ihre Sprache und Schreibart sey von jener des Friedels so unendlich unterschieden, als die Mundart eines verschmizten Höflings gegen jener eines Holzhackers. Aber daß Sie, wegen eines litterarischen Produkts aus der grossen Wiener Purgierepoche, es der Mühe werth achteten, einen ganzen Band dagegen zu schreiben; daß Sie Friedels Briefe für wichtiger hielten, als je einem Vernünftigen unter uns, auch nicht einmal im Traume, beyfallen konnte; daß Sie den Zwerg für einen Riesen ansahen, oder wenigstens ansehen wollten, um alles das sagen und an den Mann bringen zu können, was Sie wirklich sagten; daß Sie so viel Aufsehens

von

von dem Geschreibsel eines Menschen machten, den Sie selbst für den würdigsten Kameraden Geißlers des Jüngern halten, der, nach Ihrem eignen Ausspruche, des heiligen römischen Reichs Erzstoppler genannt zu werden verdient; daß Sie seine unrichtigen Erzählungen, seine verkehrten Sätze, seine schiefen Wendungen, seine plumpen Ausfälle, kurz all' seinen Unsinn uns, oder bestimmter zu sagen, der ganzen Nation anrechnen; daß Sie seine Sünden Männer büssen lassen wollen, die der größten Verehrung würdig sind; daß Sie, unter dem Deckmantel, den Friedel zu widerlegen, von manchen grossen erhabnen Gegenständen Bilder mit den gehässigsten Farben entwerfen und aufstellen; dies verräth Ihrer Seits eben nicht die lauterste Absicht; sie enthüllt deutlich, daß Ihnen die Gelegenheit willkommen war, eben so schreiben zu können, als Sie wirklich schrieben, und wahrscheinlich, über kurz oder lang, auch bey einem noch geringern Anlaß geschrieben haben würden — daß es folglich nicht Ausbruch des Berliner Patriotismus, nicht Genugthuung für den gekränkten Nationalruhm war, was diesen Briefen ihr Daseyn verschafte, sondern Ergiessung einer langgenährten Unzufriedenheit und hämischen Tadelsucht über Josephs Anstalten und Verfügungen, dem ausgelassenen Gift von Kreuzspinnen ähnlich, die durch einen warmen Dampf in ihrem Gewebe beunruhigt wurden.

Bevor ich mich näher mit Ihnen einlasse, kann ich nicht umhin, hier den eigentlichsten Gesichtspunkt aufzustellen, aus welchem Friedels funfzig Briefe von dem minder hellsehenden sowohl, als dem vernünftigern Theil der Nation betrachtet wurden.

Die erstere Parthey sperrte Maul und Nasen auf. Sie wußte nicht, ob sie mehr die allumfassende Gelehrsamkeit, oder den ausserordentlichen Muth eines Autors bewundern sollte, der im ersten Brief bey Alexander anfängt, und im fünf und vierzigsten sich bis zu Bierhausanekdoten herabläßt; der in einem und demselben Buche über Kaiser, Könige, Republiken, Heerführer, Päbste, Kardinäle, Kirchenversammlungen, Bischöfe, Länderreformen, Feldschlachten, und Manoeuvers, Mönche, Juden, Jesuiten, Schriftsteller, die grosse Riesinn, den Pastor Götze, den Karakter ganzer Nationen, die Trankstener, die Berliner Architektur, den Wiener- und Römerluxus, die Wiener- und Römernarren, das Theater und seinen Ausschuß, die ehemalige Keuschheitskommission und die Näscher, den Pater Merz, Evakathel und Schnudi, und über hundert andere Gegenstände Gericht hält, alles bekritikakelt und beschnoppert, gleich einem Tolldreisten, der sich in eine zahlreiche Versammlung des Publikums drängt, und allen, ohne Unterschied des Ranges und der Stände — Nasenstüber giebt.

Man wußte damals noch kaum, daß ein Geschöpfe Namens Friedel auf dieser sublunarischen Kugel sich befindet, und staunte über diese Erscheinung, wie über einen Kometen mit einem langen Dunstkreis — denn das Menschlein gab sich ein Air, als ob es den Beruf hätte, ganzen Völkern mit seinem Gänsekiel den Staar zu stechen, und ihre Köpfe, vermittelst seiner Dinte, mit Einsicht zu taufen.

Wer ist denn dieser Johann Friedel? fragte man allenthalben so lange, bis man endlich vernahm: er ist — Schauspieler bey der Schikanederischen Gesellschaft zu Preßburg. *) Neugierde und Bewunderung wurden izt auf einmal sprachlos. Nun erinnerte sich hie und da einer des Thiers mit der Löwenhaut aus der Fabel.

Nicht so die kleinere Anzahl der Erleuchteten. Sie fanden an Friedels Briefen des Guten so

*) Vermuthlich berechnete H. Friedel, daß Briefe aus einer grossen Stadt an einen erdichteten Freund in einer andern grossen Stadt mehr Aufsehen machen würden, als Briefe aus einer kleinen Stadt an den Inwohner eines ähnlichen Orts: sonst hätte er, mit mehr Wahrscheinlichkeit, seinem Buch die Aufschrift geben sollen: Briefe eines Schauspielers aus Preßburg, an seinen Freund in Haimburg — denn man kann dahin von dortaus eben so gelehrt schreiben, als von Wien nach Berlin. Aber er dachte: Mundus vult decipi, d. i. das Publikum will — bedient seyn!

so wenig, und des Schlechten so viel. Mit der praktischen Wahrheit vertraut: „daß nicht alles Gold ist, was gleißt", untersuchten sie das Ding näher, und fanden, daß das Richtige, das Wahre, das Gute, was eigenthümlich sein gehört, füglich auf einen Bogen gebracht werden kann; daß der bessere Theil des übrigen Innhalts ein Auszug aus Le Brets Magazin zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeschichte ist; (*) daß er aber unter diese guten Ingredienzen sehr viel Unrath, Schwulst, Bombast und Schwänke gemischt, und aus dem Ganzen ein buntscheckigtes Gemengsel gemacht hat, das einem Haufen Trödlerwaare, der auf irgend einem Karren zu Markte ge-

(*) „Die Rechnungen über die Einkünfte der „Geistlichkeit in Venedig, Oesterreich und „Europa, die in vielen Zeitungen nachgeschrieben worden, sind falsch. Die von den „Einkünften der venedischen Geistlichkeit liegen „zum Grunde: hier aber hat der Hr. Verfasser das Wort Ducato ganz unrecht verstanden, und deutsche Dukaten daraus gemacht. Auch weil Oesterreich zehnmal mehr „Bürger wie Venedig hat, folgt nicht, daß „auch sein Klerus zehnmal stärker und zehnmal reicher, wie der von Venedig sey. „Endlich gehören diese Nachrichten, so wie „die Auszüge aus Pereira, dem Herrn Le „Bret in Stuttgard zu, der solche zuerst in „seinem Magazin publicirt hat, und *billig* „hätte dankbar genennt werden sollen." S. „Schlözers Staatsanzeigen, Heft 19. S. 391.

geschoben wird, völlig gleich sieht, wo Salaklei- der und Unterröcke, feine und grobe Hemde auf- einander gepackt sind.

Nach dem, was Sie selbst (obwohl nicht stets mit gleichem Grunde) diesem litterarischen Klopffechter ins Angesicht sagten, werden Sie mir um so eher beypflichten, wenn ich Sie ver- sichere, daß Friedels Briefe im Durchschnitte bey weitem nicht jenen Beyfall und Glauben unter uns fanden, den ihr Urheber vielleicht erwartete; daß nur Schwachköpfe auf kurze Zeit damit überrascht worden; daß der edlere und einsichtsvollere Theil des Publikums, statt dem Wohlgefallen, eher eine Art von Unwillen darüber äusserte, und bey man- chen Stellen über die Unverschämtheit des Ver- fassers in gerechten Zorn gerieth. — Man sagt, daß es Leute giebt, die absolute einen Namen haben und bekannt werden wollen, sollte es auch durch den Pranger geschehen. Auch Herr Friedel scheint einer von denen zu seyn, der in Ansehung seines Schriftstellerruhms den Wahlspruch hat: Coûte qu'il coûte!

Erkennen Sie also, daß Sie Unrecht hat- ten, zu glauben, oder uns wenigstens aufzubür- den, wir hielten die berüchtigten Briefe aus Wien für besser oder wichtiger, als sie sind — eben so Unrecht, als wenn Sie einem Manne, in dessen Garten Sie Brennesseln finden, nachsagen woll- ten: er glaube, daß Nesseln auch Blumen seyen.

Wären

Wären Ihre Briefe jenen gleich, wären nur eben so viele Absurditäten darinn enthalten, beruhte der hauptsächlichste Innhalt derselben nur blos auf der Verschiedenheit Ihrer und unserer Meinungen; ich würde es für die undankbarste Mühe von der Welt achten, nur mit einer Sylbe darauf zu antworten, um so mehr, da ich Hundert gegen Eins wetten will, daß Meister Friedel in seiner gelehrten Werkstatt bereits Tag und Nacht beschäftigt seyn wird, in einem faustdicken Manuskript gegen Sie zu beweisen, daß Friedel — Friedel ist. Aber! wenn ich (und vielleicht noch andere) gegen Sie auftretten, so geschieht es, um Ihnen zu sagen, und im Angesicht der Welt zu beweisen, daß Sie nicht mit Ritterwaffen gefochten; daß Ihre Angriffe auf Josephs Verfügungen — verzeihen Sie mir den Ausdruck, weil ich keinen passendern weis — Banditenmässig waren; daß Sie, um mich des Gleichnisses aus dem Evangelium zu bedienen, der Feind waren, der Unkraut unter den guten Samen aussäete; der die herrlichsten Anstalten und die heilsamsten, nützlichsten Absichten derselben dem Volke verdächtig machen, und aus guten, folgsamen Unterthanen widerspenstige und widerstrebende Aufwiegler machen wollte.

Wir wollen sehen, ob ich diese Beschuldigung rechtfertigen werde. Ich wünsche sogar, daß es mir schwer, wo nicht unmöglich werden möchte, um Ihrer Denkungsart die gleiche Achtung

tung bezeugen zu können, die ich Ihrer geschickten Feder stets bezeugen werde. — Zur Sache:

Ihre Briefe sollten doch wohl nicht anders als eine Widerlegung von Friedels Briefen seyn? Wie kommen Sie denn gleich auf den ersten Seiten Ihres Buchs auf den Einfall, über unsern Sonnenfels wegen einer Vorlesung herzufallen, welcher in Friedels Briefen mit keiner Sylbe gedacht wird? Da ich gewohnt bin, freymüthig zu sagen, was ich denke; so gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß alle Ihre Ausfälle auf diesen für uns in so vielen Rücksichten ehrwürdigen Mann, nach meiner Meinung, allzuviel ähnliches mit jenen Anmerkungen haben, die in Wien über seine erste Vorlesung nach dem Tode Marien Theresiens erschienen sind. Es ist heut zu Tage eben kein so unerforschliches Geheimniß mehr, woher jene Anmerkungen gekommen sind, und meine ganze Seele empört sich bey dem Gedanken, daß die Berliner Briefe gleichen Ursprung haben könnten. Noch einmal, ich wünsche sehnlich, auf irgend eine Art überzeugt zu werden, daß der eigentliche Verfasser derselben ein wirklicher Berliner, ein wirklicher preussischer Patriot, daß er kein scheelsüchtiger Einheimischer, kein undankbarer Verräther des Staates, von dem er vielleicht einen jährlichen Gehalt zieht, seyn möge. Es giebt, meines Erachtens, nur eine Menschengattung, die so etwas fähig wäre. Alles kömmt hier darauf an: Wer so schrieb. Ist's ein Aus-

länder,

länder, so verzeih's ihm Gott, wenn er ein so rasender Patriot ist, daß es über den Wohlstand seines Nachbarn die Gelbsucht bekömmt, und folglich alles, was anderwärts geschieht, aus einem schwarzgelben Gesichtspunkt beurtheilt; er hat weder Unterthanspflichten noch sonstige Verbindlichkeit gegen Oesterreich auf sich, und kann folglich von und über uns urtheilen, wie es ihm beliebt. Wärs aber ein Innländer, der solche Gesinnungen hegte, und öffentlich — obgleich unter anderm Namen — äusserte; wär's einer! — bey Gott, ich würde ihn als einen, der des Hochverraths schuldig ist, anklagen! — —

Sie fanden es S. 4. an Friedeln natürlich, „daß ihm Wien mehr als Berlin, und Friedrich II. das nicht seyn kann, was ihm Joseph II. „ist"; aber Sie fügen hinzu, daß Ihnen dies nur aus der Lage, in der er schrieb, und aus den Absichten, warum er schrieb, erklärbar scheint. Aus diesem Zug schon kann man erkennen, daß Sie ein Professor sind, der alle Talente eines Giftmischers besizt. Nach Ihrer Lehre also sind nur Lage und Absichten die Quellen des Patriotismus für Oesterreich, der Liebe für Joseph? Der Weltbürger würde keines von beiden hegen? Wie, wenn wir den Spies umkehrten, und Ihnen, der Sie absolute als preussischer Patriot angesehen seyn wollen, den gleichen Einwurf entgegen sezten? Wie, wenn wir aus Ihren eigenen Lehrsätzen behaupteten, nur Lage und Absichten

sichten hätten Ihren Patriotismus für Preussen, Ihre Liebe für Friedrich II. erzeugt? Welch' eine elende Figur würden Sie, als Patriot, machen? Würde eine Parodie Ihrer Briefe das Ding nicht eben so im umgekehrten Verhältnisse zeigen, als es eine vorgeschlagene Cranzische Parodie von Friedels Briefen thun könnte? Was haben Sie also mit diesem Satz bewiesen, oder zu beweisen geglaubt? Wie dann aber, wenn der vorgebliche preußische Patriot nicht einmal der wirklich wäre, für den er angesehen werden will? Wie, wenn er nichts mehr noch weniger wäre, als ein tückischer, vermummter, undankbarer, schändlicher Feind seines Vaterlandes? Wie dann? Welche Ehre würde er Preussen und seinem grossen Beherrscher mit seinem Patriotismus machen? Darauf hätten nun freylich Lage und Absichten den größten Einfluß! Darinn allein muß ich Ihnen beypflichten, wenn Sie sagen: „daß das aufgeklärte Europa schon lange „alle Monarchen gewogen hat, und weis, auf „welcher Seite die Schale sinkt!"

Ein solcher Patriotismus mag auch der Grund seyn, warum Sie sagen, daß Sie und Ihres gleichen, (die Sie unter dem Worte Wir verstehen,) auf das Gute, was Joseph veranstaltet, auf den Zuwachs von Glückseligkeit, den wir, durch die neue Staatsreformen, entweder wirklich erhalten, oder, (nach Ihrem Ausspruch) pro tempore zu erhalten scheinen, nicht eifersüchtig,

tig, nicht neidisch sind — denn auf das, was man nicht will, nicht wünscht, ist man wegen Lage und Absichten freylich nicht neidisch, sondern höchstens nur scheelsüchtig, nur unzufrieden. — Das angeführte Beispiel wegen Cranz, welches feurige Kohlen auf unser Haupt sammeln soll, wird daher kein Helldenkender für etwas anders, als eine Episode, oder besser zu sagen, wie eine Larve ansehen, die Ihr eigentliches Gesicht verhüllen und unkenntlich machen soll. — Ueberhaupt ist Ihr ganzes Buch ein redender Beweis, daß Sie in solchen Kunstgriffen und allem, was zur Verstellungskunst gehört, treflich erfahren sind. Die Belege zu diesem Punkt werde ich, besser unten, keineswegs vergessen.

Sie sündigen indeß unverantwortlich, wenn Sie glauben, oder behaupten wollen: „daß die „österreichischen Skribenten auf eine versteckte „Art die Schwäche anderer Nationen, und da„gegen ihre hervorsprossende übermässige Grösse „dem ganzen Europa zu insinuiren, sich bei„fern.“ Gerade umgekehrt! Man kann vielmehr, mit weit grösserer Wahrheit, sagen, daß es ein Hauptfehler vieler und fast der meisten unserer Nationalskribenten ist, alles Fremde zu loben und zu preisen, und alles Inländische herab zu setzen. Woher kömmt es, daß dir Ausländer öfters so geringschätzig von manchem unserer litterarischen Produkte sprechen, als daher, weil wir selbst es untereinander an wechselseitiger

Achtung

Achtung, Aufmunterung und Freundschaft ermangeln lassen; weil einer wider den andern ist; weil einer den andern, öffentlich oder heimlich, zu verspotten, zu verschmähen und abzuwürdigen sucht; weil wir gewöhnlich selbst unsern Gegnern und Nebenbuhlern die Peitsche in die Hände geben, uns damit nach Willkühr geiseln zu können? Gestehen Sie nicht gleichfalls S. 267. *) zu, daß die Verfasser aller Beurtheilungen neuer wienerischer Schriften, die bisher in der a. d. B. erschienen sind, und auch die Beurtheilung der Normalschulen, welche im 52 B. 1. und folgenden Stücken vorkommen, weder von Berlinern, noch von Brandeburgern, sondern von Leuten geschrieben worden, welche der österreichischen Litteratur sehr nahe sind, und sie sehr wohl kennen. Wer weis (sagen Sie) ob es nicht selbst Wiener sind? Ein Umstand, welchen übergangen zu haben, Sie selbst dem Teufel Salzmanns vorwerfen.

Wollen Sie einen noch überzeugendern neuen Beweis? Nehmen Sie doch, ich bitte Sie, den dritten und vierten Band von Nikolai's Reisebeschreibung zur Hand, und gestehen Sie aufrichtig, daß dieser Mann, wenn er alles, was er darinn liefert, in eigenr Person hätte besehen, bemerken und aufzeichnen wollen, er wenigstens

zwey

(*) So oft ich die Seiten der Berlinerbriefe anführe, so hab' ich immer nur die Originalauflage im Gesichte.

zwey Monate länger in Wien hätte verbleiben müssen, selbst dann, wenn Vater und Sohn ihre Authorschaft getheilt haben. Würde er, ohne Wiener Beyträge im Stande gewesen seyn, zween volle Bände von Wien allein zu liefern? würde man ihn so reichlich mit richtigen, mit schiefen, mit einseitigen, partheyschen und auch falschen Beyträgen versehen haben, wenn es nicht, so zu sagen, eine Erbsünde vieler unserer einheimischen Schriftsteller wäre, ihr eigenes Vaterland, ihre Mitbürger, Brüder und Kollegen, bey den Auswärtigen herab zu setzen? Können Sie es dagegen einem, oder dem andern ächten Patrioten verargen, wenn er, bey Gelegenheit, sich bestrebt, den so häufig gekränkten Ruhm seiner Nation zu rechtfertigen, und beyher manchmal ein paar Worte sagt, die er sicher unterdrückt haben würde, wenn es nicht allzusichtbar wäre, daß die Verbreiter unserer Verläumdung so ein herzliches Wohlgefallen an den ihnen eingesendeten für uns nachtheiligen Berichten hätten? Ich unterdrücke noch immer den Gedanken, daß Sie selbst ein Oesterreicher sind, sonst — Sie verstehen, was ich sodann sagen könnte, um all' Ihre ähnlichen Paragraphen mit dem blutigsten Gegenbeweis abzufertigen.

Und so mögen Sie mir denn erlauben, daß ich Sonnenfelsen, obwohl er meiner Vertheidigung gar nicht bedarf, in Rücksicht alles dessen, was er über diesen Gegenstand geschrieben, vollkommen

können rechtfertige. Sind Sie wohl unbescheiden genug, behaupten zu wollen, er habe gegen den preussischen Monarchen, sein Volk und seine Regierungsform nur den hundertsten Theil solcher Ausfälle gewagt, als Sie gegen unsern Monarchen und Seine Anstalten in Ihren Briefen wagten? Muß nicht jeder Redner, jeder Patriot, er sey wer er wolle, wenn er etwas Gutes, etwas Vorzügliches von seinem Gegenstande sagen will, muß er nicht Beweise anführen, um das Gute, das Vorzüglichere darzuthun. Woher kennen wir denn, was gut und vorzugswerth ist, wenn uns nicht das Gegentheil einleuchtet? Was thaten Sie aber?

Was er von dem Rechtshandel des Müllers Arnold sagte, beweißt höchstens, daß auch Monarchen Menschen sind, und sich folglich — übereilen können. Aus diesem Gesichtspunkt hat ihn schwerlich Sonnenfels allein — so hat ihn zuverlässig jeder unverblendete Mann des h. r. Reichs angesehen. Sehen Sie doch einmal nach, was unter andern auch Schlözer davon sagt. Alles was Sonnenfels darüber äusserte war ohne wirkliche Beleidigung, und keineswegs mit so viel Gift bestreut, als — Ihre Briefe.

Wenn es wahr ist, daß man selbst in Wien von dem deswegen ergangenen Kabinets-Befehl Friedrichs auf den Dächern gepredigt hat; so ist es ja wieder ein Beweis, daß wir nichts weniger als unempfindlich gegen fremde denkwürdige

Vor-

Vorkehrungen sind, selbst gegen solche, welche auf der Kapelle nicht ganz als ächtes Gold befunden werden; die mehr scheinen, als sie sind. Auch merkt man es ohne Mühe, daß es Ihnen nicht sowohl um die Vertheidigung dieser Sache, als vielmehr darum zu thun war, den Berlinern und allen andern Ländern Deutschlands einen Verweis zu geben, daß sie allenthalben, wie Sie sich ausdrücken, so viel Dicentes von dem Toleranz-Edikt des Kaisers gemacht haben. Im Grunde war nun freylich ein wesentlicher, allzugrosser Unterschied zwischen diesen beyden Ereignissen. Die erste betraf einen einzelnen Menschen, der noch überdies nicht so unbedingt Recht hatte, als man anfänglich glaubte; die andere betraf ganze Nationen, denen eine Gnade gewährt wurde, die Joseph vermöge verjährte — billiger oder unbilliger — (dies thut hier nichts zur Sache) Konstitutionen keineswegs hätte gewähren dürfen, wenn er nicht — Joseph wäre.

Ich schliesse hier meinen ersten Brief an Sie, mit der Versicherung, daß ich noch soviel gegen Sie auf dem Herzen habe, welches zu mehrern Briefen reichlichen Stof geben wird.

Zweiter Brief.

Leider hat Friedels Feder, wie Sie sagen abscheulich purgirt! Da ich weit entfernt bin, sein

Ver-

Vertheidiger oder sein Gegner zu seyn; so werde ich so machen Friedelismus ungeahndet übergehen. Dies melde ich Ihnen beym Eingange dieses Briefs gleich zum voraus, damit Sie sich etwa nicht wundern, wenn Sie vielleicht, aus meinem Munde, seinen Namen nie mehr hören werden.

Eigentlich ist er eben so wenig für mich der Mann, wegen dem ich schreibe, als er's Ihnen war. Noch weit eher für Sie, als für mich; denn er war gleichsam die Boutique, in welcher Sie Ihr Gift auskramen konnten, das vielleicht noch einige Zeit in Ihrem Probabilismus Magazin — obgleich Sie S. 292. pro forma diese schofle Waare nicht zu schätzen scheinen — eingepackt geblieben wäre. Warlich, man sollte fast glauben, Sie hätten sich mit ihm verabredet, daß er eben so, und nicht anderst schreiben sollte, damit Sie eben so antworten könnten.

Erwarten Sie übrigens nichts, daß ich wegen Ihrem Buch wieder ein Buch schreiben werde. Es würde mir nicht schwer fallen, wenn ich Ihnen Schritt für Schritt folgen wollte, mit bessern Grund, zween Bände gegen Sie zu schreiben, als Sie einen gegen uns. Ich werde, wie Sie mit Ihrem Gegner zu thun vorgaben, Ihnen nur gleichsam einige Randglossen mittheilen, die ich, bey Durchlesung Ihrer Briefe, flüchtig hingeworfen habe, mithin werde ich Sie blos decimiren,

das heißt, aus zehn Anzüglichkeiten gegen uns, nur immer eine rügen.

„Wozu suchen Sie den Stoff (zum Kriti„siren nämlich) noch in andern Ländern und Re„gierungen auf, da Ihr Vaterland, mehr als „zu viel, mit dieser Art Materialien überhäuft „ist?“ So fragen Sie den — den ich nicht mehr zu nennen oben versprochen habe. Und ich frage Sie: warum Sie andern Lehren geben, die Sie selbst nicht befolgen? — Er soll, sagen Sie, so lange es ihm vergönnt ist — weil Sie glauben, daß die Gnadenzeit, eh' man es vermuthet, ein Ende nehmen dürfte — als Menschenfreund, Philosoph und Volkslehrer fortwandeln; aber keine Veranlassung geben, Dinge ans Tageslicht zu bringen, denen Nacht und Dunkelheit am beßten behagt.

Ihre Heucheley, mein Herr, geht über alle Vorstellung. Es ist wirklich die Eigenschaft eines Teufels, der an den Fehltritten der Menschen sein größtes Gaudium hat, und sie doch deswegen selbst anklagt. O der Veranlassung, die für Sie so gewünscht war, daß Sie gleich auf der zwoten Seite darüber herzlich frolocken!

Ihre Prophezeyung von der Gnadenzeit — wie Sie sie nennen — sieht Ihren Gesinnungen völlig ähnlich. Indeß hat weder das Schlechteste noch das Kühnste, was seit erweiteter Preßfreyheit in den k. k. Staaten geschrieben worden, Gelegenheit gegeben, Dinge ans Tageslicht zu

brin-

bringen, denen Finsterniß, Nacht und Dunkelheit am beßten behagt. So etwas könnte man füglicher von Dingen sagen, die nach Machiavels Grundsätzen entworfen und ausgeführt werden; von Dingen, die gerade das Gegentheil dessen sind, was sie scheinen; von Dingen, deren ich Ihnen eine grosse Reihe nacheinander darstellen und anführen könnte, wenn ich in Ihre Fußstapfen tretten, und mich gleicher Kühnheit, gleicher Unbescheidenheit schuldig machen wollte; aber von Dingen, die, in voller Gewißheit der heilsamsten Folgen, im sichern Bewußtseyn der beßten Absichten, öffentlich im Angesicht des Volks geschehen, von denen man die überzeugendsten Gründe bey ihrer Vollstreckung bekannt macht — so etwas zu sagen, ist das non plus ultra von — Unverschämtheit.

Waren Sie's nicht, der uns S. 12. Ihrer Briefe bey Gelegenhit des Müllers Arnold sagte: „Es war ein Edikt des Landesherrn, daß man, „wie jedes andere, mit Ehrfurcht annimmt, und „— schweigt"? Waren Sie's nicht? Es war doch vermuthlich eine Sentenz von Ihnen, wodurch Sie zu erkennen geben wollten: daß die Befehle der Regenten heilig sind, und ohne Murren, mit schuldigster Ehrfurcht, angenommen werden sollen? Sollten Sie wohl eine solche Unterwürfigkeit gegen die Verfügungen des Monarchen nur von deu Berlinern allein fodern, oder rühmen — die Sie von den Oesterreichern keines-

wegs verlangen, nicht einmal wünschen? O ihr Apostel mit zwey Gesichtern — (dem wahren und der Larve) — ihr Doppelzüngler! Warum predigt ihr anderwärts eine Moral, von welcher ihr bey uns das Gegentheil lehret? Warum schöft ihr nur dort dem Volke den tiefsten Gehorsam gegen die Befehle des Herrschers ein, da ihr es hier zu Skrupeln, Zweifeln, Ungehorsam, Widerspenstigkeit und Empörung durch eure Lehren, die den Geist der Zwietracht athmen, verleiten wollt? —

Die seit Jahrhunderten so sehnlichst gewünschten Reformation, die Abschaffung so mancher thörichter, Gott entehrender Mißbräuche, ist keinem Feuer zu vergleichen, von welchem Tempel und Altäre rauchen; sie ist einer wohlthätigen, reinen und gesunden Luft ähnlich, welche die dicken, unreinen, aus Klostersümpfen aufgestigene Dämpfe und Nebel zerstreut, die unsern Horizont so lange vefinstert hatten. Niemand anderst, als ein erklärter Widersacher der Vernunft und ihrer Rechte, keiner sonst, als ein tückischer Gleißner kann diese gesegneten Verfügungen ein neues Religionsjoch nennen, das Seufzer und Herzbluten veranlaßt.

Wenn einst die richtende Nachwelt die Länderbeglückenden Anstalten Josephs in ihrer ganzen herrlichen, durch die Zeit zur eigentlichen Vollkommenheit gediebenen Grösse erblicken, wenn so manches Volk die Früchte derselben geniessen, und

Seinem Andenken heilige Thränen des Dankes zollen wird; dann dürfen Sie, wenn Ihre Briefe noch vorhanden sind, auf nichts weniger als eine Schandsäule rechnen, mit der schwarzen Inschrift: ********, **dem Feund des Licht — in den Tagen der österreichischen Reformation!**

Sagen Sie selbst, ob der Mann etwas anderes verdiente, der da, wo von Josephs Thaten die Rede ist, von dem gewissen Elende zweyer Generationen, und dem ungewissen Glücke der dritten sprechen kann? Also sind die Erweiterung der Preßfreyheit, die Einführung des gottgefälligen Duldung anderer Religionsgenossen, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Vermehrung und Verbesserung der Schulen, die Errichtung der Priesterhäuser, die Verbesserung des Justizwesens, die Aufhebung so vieler für den Staat und die Menschheit unnützen Mönchsorden und Klostergemeinden, die Abschaffung thörichter Mißbräuche und die damit verbundene Ausrottung des Aberglaubens, die Gründung des Armeninstituts, des Findelhauses ꝛc., diese und noch unzählbare ähnliche Wohlthaten, die auf das Glück der Zeitgenossen und der Nachwelt abzielen, sind es also, die das gewisse Elend von zwo Generationen nach sich ziehen, und von denen es noch ungewiß seyn soll, ob das Glück der dritten daraus entsprint? Zu einer solchen Behauptung gehört eine mehr als eisene Stirne.

Zwar

Zwar erklären Sie sich, etliche Blätter nachher, näher über den ersten Punkt. Der einheimische hohe und niedere Adel; die Fürsten und Knechte der geistlichen Hierarchie; das in Quiescentenstand versezte und nach Brod schmachtende Personale; ein gewisses, nach Ihrer Meinung, in den ganzen Erblanden wehklagendes Publicum; selbst das Volk, wenn es von dem vorüberrauschenden Taumel erwacht, und nach seinen veränderten Altären hinblickt — diese sollen es seyn, auf deren niedergeschlagenen, mit Unmuth erfüllten Gesichtern man die unläugbaren Beweise lesen kann: daß sie nichts weniger, als von der Güte und Reinigkeit der Josephinischen Absichten überzeugt sind — da aus wollen Sie das gewisse Elend von zwo Generationen beweisen.

Mein Herr! Sie müßten eben so reich an allumfassenden Einsichten und tiefen Staatskenntnissen seyn, als erfahren Sie in der schnöden, verabscheuungswürdigen Kunst sind, gehäßige Bilder zu entwerfen und auszumalen; Sie müßten das Ganze der Länderregierung, das aus einem unendlichen Detail zusammenfließt, und aus welchem Ganzen wider ein unendliches Detail ausströmt bis auf den innersten Grund kennen; Sie müßten folglich eine Art von Allwissenheit besitzen, und nebstdem unter all' diesen Menschen von so diversem Range, Alter, Erfahrung und Einsichten, unter deren Namen Sie Josephs Aufkläger werden, Stimmen gesammelt, und sich auf

das unwidersprechlichste überzeugt haben, daß alle Seine Anstalten gerade das Gegentheil dessen sind, was sie seyn sollen; — dies alles müßten Sie, um fähig seyn zu können, mit Grunde darüber zu urtheilen. Da Sie nun aber sicher der Mann nicht sind; da Sie so viele Einsichten und Staatskenntnisse nicht haben, nicht haben können; da Sie Vermuthen für Wahrscheinlichkeit, Wünsche für Gewißheit angeben; da fast jede Zeile Ihrer Briefe den Stempel der Scheelsucht, des Hasses sichtbar an sich trägt; da der Unmuth und das Wehklagen, wovon Sie sprechen, nur in Ihrem guten Willen, und — nicht in der Wahrheit vorhanden sind; so überlegen Sie selbst, mit welchen Augen wir Ihre Briefe betrachten, was wir von Ihrem Herzen denken müssen!

Und gesetzt, daß ein oder der andere Theil mit gewissen Veränderungen nicht zufrieden wäre, sogar, daß manche darunter wirklich leiden würden; ist es deswegen schon entschieden, daß eine Anstalt im Ganzen schädlich ist, die einzelnen Personen wehe thut? Sie, der Sie oft und bitter alles tadeln, kennen Sie alle Bedürfnisse des Staats? Sind Ihnen alle Verhältnisse bekannt?

Ein Regent wie Joseph, kann Seiner Thaten Lohn nur allein in dem Bewußtseyn finden: recht gethan zu haben. Rechtfertigt ihn ein Gewissen; so ist er für den Tadel einer halben Welt entschädigt. Winkt aber, nebst der innern Gemüthsruhe, noch überdies eine halbe

Welt ihm Beyfall zu; so hat er, wenn anderst hier die Majora entscheiden, doch besser gethan, jene Menge, als diese Einzelnen, zu befriedigen. Ein Gott müßte der Fürst seyn, der keine Leidenden in seinem Gebiete hätte; selbst er opfert einzelne Dinge dem Ganzen auf.

Dritter Brief.

Wenn ein Klekser, im Wahn, daß auch er ein Maler sey, das Bild irgend eines grossen Mannes verfertigen wollte, und, statt einer getreuen richtigen Abschilderung des Urbildes eine — wahre Karikatur lieferte, Züge, die es hat, verfehlte, und andere, die es nicht hat, hineinlegte; wär' es nicht widersinnig und höchst impertinent, wenn ein anderer, obschon besserer Künstler, über dem Tadel des Stümpers das eigentliche Original eben so durch Bosheit mishandeln würde, als es jener aus Unverstand that? Diesen Vorwurf verdienen Sie, wegen Ihrem dritten Brief. Wenn Ihr Gegner mit seiner mislungenen Schilderung von Josephs Kinderjahren Mitleiden erregt: so erwecken Sie, mit Ihrer frevelhaften Skizze, Unwillen und — Verachtung. Was soll man von einem Maler denken, der ein muthwillig verzeichnetes und verzertes Bild verfertigt, es noch überdies in ein unrechtes Licht stellt, sich herzlich darüber freut, daß es so verzert ist, so schief steht, und folglich niemand gefallen kann? Lohnte es

der Mühe, daß man mit ihm über die Grimassen seiner Malerey und über das falsche Licht zankte, wohin er sie stellte, wenn man sieht, er wollte eine Karikatur haben, die im falschen Licht stehen sollte? Dies ist meine Antwort auf Ihren dritten Brief, und das Publikum sey Richter zwischen mir und Ihnen! Wer Gift aufrütteln will, der analysire ihn näher.

Nur einige Stellen muß ich rügen. Sie sagen S. 52: „Ein kalkulirender Thronerbe ist „das entsezlichste Schreckbild in den Augen des „Volks." Und mich dünkt ein Nichtkalkulirender ist weit schrecklicher. Ist denn nicht eine weise Staatswirthschaft das erste, das nothwendigste, was ein künftiger Regent kennen muß? Welcher wird das Wohl seiner Länder besser besorgen: jener, der Anstalten ohne Uiberschlag trifft — oder dieser, der alles, was er unternimmt, mit den Kräften des Landes abwiegt? Wer nicht kalkulirt, handelt unbesonnen; und ein kalkulirender Thronerbe oder Regent sollte das entsezlichste Schreckbild des Volks seyn?

Ich glaube, es in der Welt nichts schwerer, als über Gegenstände richtig zu urtheilen, die man nur von aussen, nicht von innen, nur von ferne, nicht in der Nähe besehen und untersuchen kann; die im eigentlichsten Verstande zum Theil unerforschliche Mysterien sind und seyn müssen. Auf Gottes weiter Erde wäre kein Mensch beklagenswürdiger, als ein Regent, der mit jedem

dem kurzsichtigen, jedem schielenden Grübler, Zweifler und Afterklugen, seine Regentschaft, so zu sagen, theilen, ihn von allen Bewegursachen seiner Verfügungen unterrichten, und sich gleichsam bemühen müßte, ihn von der Nothwendigkeit und der Güte einer Sache zu überführen, die er nicht einsieht, nicht zu fassen vermögend ist, und die ihm natürlicherweise nicht gefällt, nicht gefallen kann, weil sie ihm — nicht behagt.

Man kann es zwar einem Unwissenden verzeihen, daß er nichts weis, daß er, nach seinen beschränkten Einsichten, urtheilt, wie ein Blinder von der Farbe; daß Lage und Absichten seinen Tadel oder sein Lob stimmen; aber er muß nicht bestimmen, nicht entscheiden, nicht richten wollen; er muß nicht verlangen, daß alle andere mit ihm durch sein Teleskop oder Mikroskop sehen sollen; er muß nicht behaupten wollen, daß eben seine Brille die beßte sey, die am richtigsten zeige; er sollte sich, mit all' diesem vorausgesezten Mangel an tiefer Kenntniß, mit seiner einseitigen Meinung, mit seiner blos persönlichen Unzufriedenheit nicht erfrechen, in die Welt hinein zu schreiben: „Daß Joseph seinen Planen, fast mit dem „Tage, als seine Mutter die Augen schloß, kraft „seines souverainen Willens, jene Gestalt gegeben habe, wo der Adel über Kränkung seiner „Vorrechte, der Dikasteriant über Verlust des „Brods, und der Klerus über Profanirung des „Heiligthums klagt."

Höch-

Höchstens hätten Sie, wenn Sie unpartheyisch seyn wollten, sagen können: Daß die Systeme der Vorzeit mit der Grundlage der heutigen Staatsverfassung nicht übereinstimmen; daß sie wiedersinnig, zwekwidrig, unwirksam und schädlich sind; daß z. B. Ungarn seit so lange Zeit mit der österreichischen Monarchie in keiner solchen Verbindung stehe, wie es das beiderseitige Staatswohl erfordere; daß die neuern Bedürfnisse polizirter Völker, die Erziehungs- Handlungs- und Polizayanstalten ganz andere Vorkehrungen, gegen ehedem, erheischen; daß das bisherige Verhältniß zwischen Herrschaften und Unterthanen allzu ungleich, das die Ketten der Leibeigenschaft, unter welchen die leztern durch Jahrhunderte schmachteten, allzudrückend — kurz, daß die alte Verfassung, für das Beßte des Ganzen, den wohlthätigen Absichten des Landesvaters allzuhinderlich waren.

Sie hätten dabey anmerken können, daß manche despotischgesinnte Herrschaften diese heilsamen Abänderungen mit Unrecht als eine Verlezung ihrer Vorrechte ansehen — solcher Vorrechrechte, die, nach den izigen geläuterten Begriffen, der Menschheit nicht zur Ehre, und dem Staate zum Nachtheil gereichen. Sie hätten ferner sagen können, daß der Staat bisher so manche überflüssige, unnütze, untaugliche, träge Diener und Beamte besoldet und ernährt habe; das es höchst nöthig war, eine Musterung unter ihnen zu hal-

ten die ungeschikten, faulen, und widriggesinnten von den geschikten, emsigen, und treuen Dienern abzusondern; jenen durch eine Verminderung ihrer Einkünfte fühlen zu lassen, was vernachläsigter Eifer und Fleis für Früchte bringt; diesen den Weg zur geschwinden Beförderung, nach ihren Verdienste, zu bahnen. Sie hätten endlich auch sagen sollen, daß der Klerus in den gesammten Kaiserstaaten bisher nicht war, was er seyn sollte; daß er sich von der Unwissenheit, der Dummheit und dem Aberglauben des hohen und niedern Pöbels mästete; daß sein Privatinteresse dem wahren Vortheil der Länder stäts entgegen war; daß er sich immerdar bemühete, die besten Absichten und Anstalten zur Aufklärung zu untergraben, zu hintertreiben und zu vereiteln; daß er nie patriotisch dachte; daß seine Anhänglichkeit an Rom und Roms Interesse ihn verleitete, mehr einem fremden Fürsten, als ihrem rechtmäßigen Beherrscher unterwürfig zu seyn; daß es das Wohl des Staats erheischte, sie zu ihrer Pflicht durch dienliche Verfügungen zurück zu führen; daß es dienlich wäre, sie noch mehr zu beschränken, als wirklich geschieht; daß es die Ehre der Religion erfordert habe, die neuere vernünftigere Art des Gottesdienstes einzuführen, und all' jene Misbräuche abzustellen, wodurch Vorurtheile und Aberglauben vorhin so tiefe Wurzeln schlagen konnten; daß folglich der Klerus wider besser Wissen und Gewissen handle, dem schwachen Volke die wohlmeynenden

meynenden Anstalten seines Beherrschers verdächtig zu machen, und über Profanirung des Heiligthums zu klagen.

Der Klerus? Ja, wenn Klerus und Religion, Misbräuche und Heiligthum nicht zweyerley wären; wenn es nicht gerade der Klerus wäre, der gegen Josephs Reformen am meisten lärmte, seine Unzufriedenheit dem Adel und dem Volke gerne in den Mund legte, und beyde gern nach seiner Pfeife stimmen möchte, weil seine Lage, seine Absichten es erheischen; wenn nicht selbst Ihre Briefe so häufige unverkennbare Spuren enthielten, daß auch Sie zu diesem Klerus gehörten!!! Lachen muß man allerdings, daß Sie sogar fremde Mächte in Ihr Privatinteresse mitverflechten möchten, wenn man am Ende des dritten Briefes liest: „Hinter all' diesen Scenen „ward der grosse Knoten geschürzt, auf dessen noch „weit entfernte Auflösung die Staatswächter des „Gleichgewichts überall aufmerksam sind." Ich bin weit eher der Meinung, daß andere Regenten durch Josephs Beyspiel angereizt werden möchten, auf das Wohl ihrer Länder, und auf ihre Hoheitsrechte ebenfalls aufmerksam zu werden, und — gleiche Verfügungen zu treffen. Darauf sind die Wächter des Vatikans vermuthlich sehr aufmerksam: denn sie haben, wie bekannt, sehr feine Nasen, und wittern solche Ereignisse sehr frühzeitig.

Ich

Ich lasse Sie und Ihren Gegner über den Unsinn, den letzterer wegen Franzens Regierungsjahren, und mehreren Gegenständen hinschrieb, kämpfen, so lang Sie wollen, denn es würde wider meinen Zweck seyn, den Mittler zwischen Ihnen beyden zu machen. Wer offenbaren Unsinn bestreitet, fehlt öfters eben so sehr, als wer ihn auf das Tapet bringt. Meine Absicht ist blos diese, Ihr so häufig ausgestreutes Gift zu vertilgen, und Ihnen einen Spiegel vorzuhalten, worinn Sie Ihre unmoralische häßliche Gestalt erblicken, und sich, wo möglich, selbst verabscheuen sollen.

Um der Erziehung Josephs mit einiger Wahrscheinlichkeit eins anhängen und dadurch beweisen zu können, daß sie als Beyspiel für andere Kronprinzen nicht zu empfehlen sey, sagen Sie S. 76 etwas, was Ihnen gewiß nicht von Herzen geht, nemlich, daß man seine erste Ausbildung der Geistlichkeit, und welcher? den wegen ihrer gefährlichen Moral so verschrieenen Vätern der Gesellschaft Jesu allzuviel überlassen hatte. Sie gestehen, überzeugt zu seyn, daß Joseph selbst, nach seiner jetzigen Denkungsart, viel gegen den bey seiner Erziehung zum Grunde gelegten Plan einwenden dürfte. Warum ich zuversichtlich glaube, daß Ihnen dieser Ausfall gegen die Väter der gefährlichen Moral nicht so ganz Ernst war, will ich, um nicht das nämliche öfter wiederholen zu müssen, in einem meiner künftigen Briefe an Sie

näher

näher entwickeln, und vielleicht zugleich beweisen, daß es Leute giebt, die zu Zeiten auch gegen sich selbst reden, theils, um andern widersprechen zu können, theils auch, um ihren Gegnern einen blauen Dunst vor die Augen zu machen, damit sie nicht wissen sollen, mit wem sie eigentlich zu thun haben.

Indeß hat Sie Ihr gemachter blauer Dunst selbst so irre geführt, daß Sie S. 78 Dinge sagen, was Ihre eignen Briefe und so manche darinn enthaltene gehäßige Bemerkungen auf das kräftigste widerlegt und unnütz macht. Sie sagen: „In den Armen seiner Freunde ward Josephs „Geist zu viel umfassenden Entwürfen gestimmt. „In dieser Schule wurde Ihm angerathen, seine „Schwingen, sobald wie möglich, zu einem hö„hern Fluge, als bisher seine Vorfahren gewagt, „zu versuchen; durch Religionsduldung die all„gemeine Industrie zu beleben, und Geld und „Fähigkeiten fremder Glaubensgenossen da„durch ins Land zu ziehen; seine Majestäts„rechte gegen die Usurpationen des römischen „Stuhls aufrecht zu erhalten, und durch Ver„minderung der Klöster dem Staate eine grös„sere Volksmenge, dem Aerario aber einen „stärkern Geldzufluß aus den bisher verstopf„ten und wenig genutzten Kanälen zu ver„schaffen."

Wenn Sie den vorhin angeführten Ausfall auf die Jesuiten, so wie diese Eloge auf Joseph,

nicht in voller Uiberzeugung hinschrieben, so sind Sie, Ihrer zweydeutigen Sprache wegen, der Achtung aller Rechtschaffenen unwürdig: und gleiche Ahndung verdienen Sie auch im entgegengesetzten Fall, denn wie war es möglich, in einem Buch so pro & contra zu denken, und zu schreiben? —

„Was böses ist geschehn, was nicht
ein Priester that?“

Dies, sagen Sie S. 80, fällt Ihnen mit Haller ein, so oft Sie von einer schwarzen Handlung eines Priesters hören; auch mir ist es stets bey solchen Gelegenheiten eingefallen, und fällt mir, wider Willen, allemal ein, so oft ich Ihre Briefe in die Hand nehme, ungeachtet ich hier versichere, daß auch Sie parte inaudita altera nicht sollen verurtheilt werden. Doch — alles hat seine Zeit. Vorher das, was vorher gehen soll. —

Ihrer Schilderung gemäß ist nun freylich alles, was Joseph zur Zeit der grossen Hungersnoth in Böhmen veranstaltete — eine Kleinigkeit, weil Sie uns melden, daß Friedrich in den Jahren der Theurung, zum Beßten der Nothleidenden, verhältnißmässig mehr that, als je ein Regent in seinen Staaten gethan hat, und daß Er, ein Jahr in's andere, Millionen ausspendet.

Vierter

Vierter Brief.

Da Ihr Abgott nicht diesseits, sondern jenseits ist; so müssen natürlich auch Josephs Krieger, gegen die Krieger des Brennen-Königs, größtentheils — Lehrlinge in Ihren Augen seyn. Es war, wie Sie S. 86. sagen, nicht ihre (der Preussen) Schuld, wenn sie nicht mit uns (den Kriegern Josephs) nähere Bekanntschaft gemacht haben. Wir erfahren zugleich, daß sie es sehnlich gewünscht, in dieser Absicht den Unsrigen auf ihrem eigenen Grund und Boden das Kompliment gemacht, ihnen den ganzen Sommer hindurch in Böhmen aufgewartet, und ihnen, den darauf folgenden Winter, in österreichisch Oberschlesien Antichambre gemacht haben — alles, um die Oesterreicher aufzumuntern, ihnen die Ehre ihrer Bekanntschaft zu gönnen, und, im Fall sie ungebetene Gäste schienen, Hausrecht zu gebrauchen. Von allem dem sey nichts geschehen, weil man österreichischer Seits, wie es scheine, sich's zum Gesetz gemacht habe, so lange wie möglich, unbekannt zu bleiben, und den Vorhang nicht aufzuziehen, der die ganz neue Stimmung des Kriegsheeres verhüllt. Bey den leichten Truppen, die einzigen, die ihnen zu Gesichte kamen, habe es geschienen, als ob alles hübsch beym Alten geblieben wäre; was aber die Hauptarmee anbelangt, so hätten sie, in Ermanglung einer nähern Be-

kanntschaft mit derselben, nichts als ihre Verschanzungen neu gefunden." Gut gesprochen indessen; das Resultat wird sich später finden.

Gleichwohl muß ich Ihnen bekennen, daß ich — weil das Kriegshandwerk mein Sach nicht ist, weil ich allein gegen Sie schreibe, und keine ganze Gesellschaft aufgefordert habe, mich mit Anekdoten und Beyträgen zu unterstützen — jene militairische Gegenstände Ihrer Briefe, die meine Kenntnisse übersteigen, und von denen ich nicht mit Gewißheit sprechen kann, mit Stillschweigen übergehen werde, ohne durch dieses Schweigen zu bestättigen, was Sie sagten, oder ihrem Gegner dadurch beyzupflichten. Ich werde folglich bey dieser Materie mich kürzer fassen, als bey jeder andern.

Mögen Sie einstweilen glauben, daß Josephs Krieger, als Gegenbild zu den Kriegern im siebenjährigen Kriege auf, gestellt, in nichts weiter von jenen unterschieden sind, als daß sie keine Locken und keine gewichsten Bärte mehr haben; wir verlieren im Grunde dadurch eben so wenig, als wir gewinnen würden, wenn Sie ihnen ein Lob beylegten, was sie nicht verdienen.

Sie gestehen ja selbst, daß im letzten bayerischen Erbfolgezwist zu wenig vorgefallen ist; die gewisse Erörterung dieser Frage bleibt also vorläufig dahingestellt.

Aber

Aber — ecce! iterum Crispinus! rief ich aus, als ich jenes unter diese Materie S. 104. von Ihnen gleichsam mit den Haaren herbeygezogene Einschtebsel las: „daß nemlich Nestor „Kaunitz sich in die Zeiten schickt, und bey den „veränderten Grundsetzen der Regierung den „Staatsmann macht.“ Wer Ihnen diesen Bären aufgebunden haben mag? Meines Erachtens müssen Sie sich von diesem, für Oesterreich unsterblichen Mann, fast gar keinen Begriff machen können, wenn Sie glauben, daß Er mit Seinem Patriotismus den Staatsmann macht, und folglich Grundsätze oder Bündnisse billigt, die Er, für sich, weder befolgen noch schliessen würde. Die österreichischen Regierungs Grundsätze, von deren Mysterien Kaunitz Hoherpriester ist, sind unter Joseph noch die nemlichen, als sie unter Theresien und Ihren Ahnen waren. Ihr Endzweck ist: das Wohl des Staats. Diese Grundsätze ändern sich nie, selbst dann nicht, wenn die Wetterfahnen mancher Kabinette sich drehen, und die Konnexionen wechseln, wie der Wind geht. Aber eben, weil diese Grundsätze immer bestehen, und man desto aufmerksamer ist, je veränderlicher die Luft an ein und andern Höfen weht; eben, weil der Heilswächter, Kaunitz, in Seinen vaterländischen Gesinnungen und Grundsätzen unabänderlich beharrt, Sich weder von einem liebkosenden Zephir einschläfern noch von einem trozigen Orkan erschüttern läßt; eben darum — weil Er, gleich seinem

 Monar-

Monarchen, standhaft und unbeweglich in dem ist, was er für gut und heilsam erkennt — nur deswegen verdient er freylich den Beyfall jener nicht, die es, aus Lage und Absichten mit Oesterreich so gut meinen, als Sie. —

Je mehr man Ihre Briefe analysirt, je mehr enthüllt man die Gesinnungen ihres Urhebers. Es giebt eine gewisse Klugheitsregel im menschlichen Leben, die da lehrt: „der strengste „Tadler sey ein besserer Freund, als der vor„treflichste Lobredner.“ Bey glatten redlichen Männern trift dieses, nach dem simpeln Wortverstande, fast immer zu; bey Ihnen aber — gerade im entgegen gesetzten Verstande. Ich finde, daß das allermeiste, was Sie, oft mit der bittersten Ironie, mit Ausdrücken, die gleich Scheermessern schneiden, tadeln, angreifen, heräbsetzen, und der ganzen Welt verdächtig machen wollen, eben dasjenige ist, was wir am meisten zu schätzen Ursache haben.

Diese Wahrheit finde ich bestättigt, in allem, was Sie von unserm Moriz, dem Feldmarschall Lacy sagen; (ohne daß ich deswegen die Absurda Ihres Gegners vertheidige, der da spricht und schreibt, was ihm vor's Maul kömmt.) Sie sagen S. 3. „Oesterreich, welches nun„mehr in jeder Betrachtung auf den grossen öko„nomischen Zeitpunkt gekommen ist, könne sich „zu dem Genie dieses wirklich grossen Mannes „nicht genug Glück wünschen.“ Ich spreche

Amen!

Amen! zu dieser Gratulation, die Ihnen so wenig von Herzen geht, daß man Ihnen nur auf dem verzerten Mund, womit Sie dies sagen, blicken darf, um des Gegentheils versichert zu seyn. Leute, wie Sie, die nun absolute Patrioten des Auslandes seyn wollen, können freylich den Gedanken nicht ertragen, daß Oesterreich gegenwärtig, besser als jemals, seine innern Kräfte kennen lernt, besser als sonst, durch eine weise Staatsökonomie, zusammen hält, und durch diese kräftige Hülfsquellen in allen Nöthen, die das Schicksal oder die Chikane irgenwo herbeyführen kann, so manche Entwürfe uns zu necken, oder zu zwacken, vereiteln dürfte. Ich müßte mich entsezlich irren, wenn diese Staatsökonomie nicht auch auf Sie und Ihresgleichen Einfluß gehabt hätte. Wir würden eben so sehr zu tadeln als zu beklagen seyn, wenn wir, in diesem Punkte, Ihren Beifall verdienen, und der grosse Lacy, den Sie deswegen so herabsetzend loben, würde weniger groß seyn, wenn Sie Ihn, aus Herzensgrund preisen würden. Auch Sein Ruhm als Krieger ist unendlich grösser, als Sie ihn bestimmen; dies werden Sie, wie ich vermuthe, Männer vom Handwerke belehren.

Ob es wahr ist, daß man sich ehedem mit Oesterreich schlug, so oft man Langeweile hatte, weis ich eben nicht; aber daß es mit unter ohne rechtliche Ursache geschah, ist allbekannt, sonst

hätte Friedrich II., wenn er sich an Traktaten, die ein langer Besitz bestättigt hatte, wie billig hätte binden wollen, nicht Ansprüche, welche ehedem Kurfürst Friedrich II. gegen ein Aequivalent aufgegeben hatte, gerade zu einer Zeit wieder hervor gesucht und geltend gemacht, als das Haus Oesterreich, nach dem Tode Karls VI. in bedrängten Umständen war, wo er, fast ohne Widerstand, sich des ganzen Schlesiens bemächtigen konnte.

Sagen Sie was Sie wollen, so werden Sie keinen gutgesinnten Oesterreicher bereden, daß Lacy die Macht und das Ansehen des Kaiserhauses, durch seine Verbesseeung der Kriegsverfassung, nicht sichtbar erhoben hätte.

Alte graue Diener des Staats, es sey im Militair- oder im Civilstande, sind stets schäzbar und ehrwürdig; darinn haben Sie Recht. Aber daß zu neuen Reformen auch neue und zwar jüngere Subjekte mit gehören, die Lenksamkeit und Willen genug haben, an der Verbesserung mitzuwirken; daß man, um die jüngern Mitwirker placiren zu können, den ältern Diener, die etwa Ruhms- und Lebenssatt sind, ohne sie zu verdrängen, die Gelegenheit eröfnet, mit Vortheil austretten und ihre Tage in Ruhe beschliessen zu können, wie allenfalls Lacy durch die Begünstigung des Chargenverkaufs that — dies wird schwerlich jemand so widersinnig finden, als Sie. Hätte Ihr Antagonist nichts mehr als dieses

da-

davon gesagt; Sie würden weniger Gelegenheit gehabt haben, ihn deswegen mit Recht so bitter herzunehmen, und so manche Unbescheidenheit, die Sie wegen diesem großen Man begiengen, wäre weniger auf Ihre Rechnung gekommen.

Fünfter Brief.

Grosse Männer bleiben, bekanntermassen, selbst dann groß, wenn Ihnen auch nicht jedermann, — oft nur der kleinere Theil der Unbefangenen — Gerechtickeit widerfahren läßt. So verliert eine Thatsache auch nichts von ihrer Wahrheit und Glaubwürdigkeit, wenn sie auch von jenen — und wären es Hunderte gegen Zehen — widersprochen wird, denen sie nicht ansteht. Diese Bemerkung mag wechselweise auf Joseph und Friedrich, seine und unsere Krieger passen. Sie nehme ich zum Grundsatz an, bey dem, was ich über den Inhalt Ihres siebenten und achten Briefes sagen werde.

Welche biedere Oesterreicher könnte wohl darüber im Ernste böse werden, wenn Sie, aus Ihres Gegners Briefen zu abstrahiren sich bestreben: „daß unsere heutigen Krieger auf ihre „Exercier- und Lustlager, wie auf Feldschlachten „trotzen, ihre eingebildeten Vorzoge über jene

der

„der Welt vorpredigen, und im auszeichnenden „Verstande sich Joseph Krieger nennen?“ Warlich keiner! Nach der Wirkung muß man jedes Ding auf Erden beurtheilen; und wie will der, der eine Arzney höchsten nur gekostet, nicht ganz genommen hat, auf ihre Wirkung schliessen? Ich denke, Sie werden mir doch zugestehen, daß dies der Fall im letzten Rummel zwischen Friedrichs und Josephs Kriegern war?

Von Friedrichs Stärke und Schwäche seiner Kriegskunst, und ob er bloß ein geschickter Schlachtenlieferer, ein mittelmässiger oder unvergleichlicher Belagerer ist, zu urtheilen, geht über meine Sphäre; dies mögen jene näher beurtheilen und bestimmen, deren Metier es ist. Ich wenigstens werde gelassen dabey seyn, selbst in dem noch strittigen Falle, wenn Sie unbedingt Recht haben. Ob aber der von Ihnen so betitelte armselige Feldzug erfahrnen Kriegern durch nichts weiter, als Fatiquen und Diarrheen merkwürdig wurde, stelle ich noch billig in Zweifel.

Vorausgesetzt, was Sie selbst sagen, daß ganz Europa — Wien eingeschlossen — (was Sie überdies noch ausnehmen) bisher im Wahn gestanden, daß Friedrich mit jedem Theil der Kriegskunst gleich stark bekannt ist; was folgt daraus? Doch dies nicht, daß die Oestreicher nicht minder darin erfahren sind? Dies doch nicht, daß sie nicht ebenfalls Meisterstreiche gemacht? Dies

doch nicht, daß sie jemals die Hände in den Sack gesteckt haben?

Wer der Angreifer im bayerischen Erbfolgekrieg war? Sie sagen: Oesterreich, und Wir sagen: Preussen. Wer hat nun recht? Lassen Sie uns versuchen, ob diese nicht unwichtige Streitfrage sich nicht auflösen oder gar entscheiden läßt. Bis dahin gilt Ihr Nein! wenigstens nicht mehr, als unser Ja! et vice versa. Sie sagen S. 153 u. s. w. „daß Oesterreich, gleich nach dem Tode „des Kurfürsten Maximilian Joseph, zu Ende „des Jahrs 1777 mit beiden Händen die Waffen ergriff; das bereits den 11. Jänner 1778 „zwey Kolonen österreichischen Truppen zur „Besitznehmung von Niederbayern abgeschickt, „und in der Folge immerfort mit neuen verstärkt worden sind; daß sich die Kaiserinn Königin den 13 März zu Straubingen mit gewafneter Hand huldigen ließ, ohne alle Rücksicht auf die Protestation Karl des Zweyten, „Herzog von Zweybrücken und der gesammten „bayerischen Landstände; ohne Rücksicht auf die „Zweifel und Bedenklichkeiten, die der König „von Preussen, auf Dessen Vermittlung Sachsen, „Mecklenburg und Pfalzzweybrücken angetragen, „dem Wiener Hofe bereits zu Ende des Februars „vorlegen, und seine freundschaftliche Erklärung „beyfügen lassen; daß der Monarch Friedrich seine, „auf die Erhaltung des Friedens abzielende „freundschaftliche Anträge dahin widerhohlte, daß

„daß das Erzhaus die bayerische Erbfolge in „den vorigen Stand, wie sie beym Absterben „Maximilians gewesen, hinwieder setzen, und zu „einer der Reichsverfassung angemessenen Unter„handlung den Weg eröfnen möchte." — Nun hören Sie uns dagegen. Sie wissen doch, daß Oesterreich gegründete Ansprüche auf einen Theil der bayerischen Erbfolge hatte, die selbst der Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor, als billig anerkannte, und zu deren Berichtigung schon zu Anfang des Jahrs 1777, wo der Tod des Kurfürsten von Bayern noch lange entfernt schien, die Hände bot. Sie wissen, daß bis zu Ende desselben deswegen Unterhandlungen gepflogen, und endlich am 3. Jänner 1778 die förmlich zu Stand gebrachte Konvention von beiderseitigen Ministern unterzeichnet, und am 14 darauf vom Kurfürsten selbst feyerlich ratificirt worden. Sie wissen, daß diese Konvention von dem Kurfürsten für Sich, seine Erben und Nachfolger an der Kur geschlossen wurde, welches um so zuversichtlicher geschehen konnte, da der Herzog von Zweybrücken dem Kurfürsten im voraus erklärt hatte, daß er mit allem einstimmig sey, was von Ihm, sowohl in dieser als in jeder andern Sache, würde verfügt werden. Sie wissen, daß selbst dieser Herzog eben im Begriff war, diese mit Seinem Vorwissen und seiner Genehmigung schon abgeschlossene Konvention, seinem gegebenen Wort gemäß, zu unterzeichnen, als der von Berlin

nach

nach München abgesandte Emissär, Graf Görz, ihn dahin brachte, sein Wort zu brechen. Sie wissen, daß dem König von Preussen die ganze lange Unterhandlung mit Karl Theodor, gleich vom Anfang bekannt war; daß Oesterreich nicht nöthig fand, so geheim mit einer Sache zu Werke zu gehen, die sich auf Rechte gründete; dies alles wissen Sie, — müssen Sie wissen, da es ganz Europa weis — und lärmen doch darüber, daß man, nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian, zur Besitznehmung des durch Vertrag abgetretenen Theils von Bayern Truppen abschickte; daß die Kaiserinn Königinn Sich den 13. März zu Straubingen, mit gewafneter Hand, huldigen ließ; daß man auf die per Emissarium bewirkte Protestation des Herzogs von Zweybrücken, sammt den Zweifeln und Bedenklichkeiten des Königs von Preussen nicht alsbald der ganzen Konvention entsagte; nennen diese rechtmäßige Besitznehmung Einfall in fremdes Eigenthum, und wollen somit absolute Oesterreich zum Angreifer machen, um so mehr, da es, besonders an den Gränzen des Königreichs Böhmen, die ersten kriegerischen Zurüstungen machte.

Hier ist wohl in der That viel Geschrey und wenig Wolle! Die Besitznehmung gründet sich ja auf ein durch Vertrag bestättigtes Recht, und daß sie durch Truppen ge-

schah

schah, war sehr natürlich, weil es überhaupt noch nie üblich war, durch Schuster oder Schneider etwas in Besitz zu nehmen. Das Geschrey über die Huldigung mit gewafneter Hand ist lächerlich. Hätten die Truppen währen derselben nicht etwa ein Stück Butterbrod in die Hand nehmen sollen? Die Zweifel und Bedenklichkeiten des Königs von Preussen konnten Oesterreich um so weniger anfechten, je gewisser man überzeugt war, daß die ganze Erbfolge Ihn auf keine Weise etwas angieng. „J—a! rufen Sie, er ist Garant des Westphälischen Friedensschlusses!" Dürften wir nicht wissen, Wer Ihnen das sagte? Wissen Sie denn nicht, daß damals, als der westphälische Friede geschlossen wurde, Friedrich Wilhem Kurfürst von Brandenburg war, daß dieser Kurfürst keineswegs im Stande war, als Garant des westphälischen Friedens aufzutretten, sondern im Gegentheil nachgeben mußte, als der Krone Schweden ein Theil von Pommern, zur Entschädigung der aufgelaufenen Kriegskosten zugesagt ward? Ein anderes ist es freylich, wenn es so wahr, als wahrscheinlich ist, daß Friedrich gesagt hat „Wenn ich gleich nicht eigentlich Garant des „Westphälischen Friedens bin; so will ich „es doch seyn!" Da konnte denn Oesterreich wohl nicht anderst, als sich dem Willen des neuen Garanten zu überlassen. Rede ich Ihnen so recht?

„Zu-

„Zudem machte Oesterreich die ersten krie- „gerischen Zurüstungen!“ Wußte es etwa nicht aus alter leidiger Erfahrung, daß Friedrichs Zweifel, Bedenklichkeiten, Erklärungen, Widersprüche, oder welchen Namen Sie dem Ding sonst noch geben mögen, eben so gut als eine Kriegserklärung anzusehen sind? Daß Er öfters erst dann Sich erklärt hat, wenn er schon als Feind über die Gränzen geschritten war? Wäre es verzeihlich gewesen, wenn Oesterreich sich blos auf die Gerechtigkeit seiner Sache verlassen und versäumt hätte, seine Kräfte zu sammeln, um sich vor dem Uiberfall eines Nachbars zu sichern, der von jeher so zu sagen gewohnt war, in fremdes Gebiet einzudringen, ohne anzuklopfen. Wäre Josephs Heer nicht in Bereitschaft gewesen; glauben Sie etwa daß Friedrich sich zu so langen Unterhandlungen einverstanden hätte? Daß er nicht weiter in Böhmen eingedrungen, nicht rascher zu Werke gegangen wäre? Daß er nicht mehr Verheerungen angerichtet, nicht auch Schlachten geliefert hätte? Und endlich, warum hat Er seine (wie Sie sagen) unablässig auf die Erhaltung des Friedens abzielende freundschaftlichen Anträge nicht schon damals gemacht, als Oesterreich mit Karl Theodor wegen der Erbfolge Unterhandlungen pflog, von denen Er genau unterrichtet war, und es leicht seyn konnte, weil man so zu sagen öffentlich zu

Werke

Werke gieng? Warum wartete er damit, bis alles ins reine gebracht, der Todfall Maximilians erfolgt, die Konvention geschlossen, der abgetretene Theil in Besitz genommen, und die Sache überhaupt so weit gediehen war, daß Maria Theresia Ihren Rechten nicht mehr entsagen konnte, ohne die Ehre Ihres Hauses und die Würde Ihres Throns aufs Spiel zu setzen, mithin ein Krieg unvermeidlich seyn mußte? Vermuthlich aus Liebe zum Frieden?

Und wer war nun, bey so gestalten Dingen, der angreifende Theil? Jener, der wegen Seiner Rechte und Ansprüche auf die Bayerische Erbfolge mit dem Successor, für sich, seine Erben und Nachfolger an der Kur, eine legale Konvention schloß, das, was Ihm gebührte, bey der Erledigung in Besitz nahm, und sich, auf allen Fall, gegen die Widersprüche eines Nachbars, der dafür bekannt ist, daß er seine Zweifel und Bedenklichkeiten vorzüglich auf geschwinde Uiberfälle und das Kanonenrecht gründet — oder der, den die ganze Erbfolge weder als König, weder als Kurfürsten noch als Kosmopoliten angieng, der sich eigenmächtig zum Garant des westphälischen Friedens aufwarf, und — als man Anstand nahm, ihn dafür so blindlings zu erkennen, und zu befolgen, was er foderte, am 5. Julius 1778, als Feind in Böhmen einbrach? Mich dünkt, die

Sache ist so ziemlich klar, daß es Joseph — nicht war!

Uiber die seit dem April 1778 in Berlin angestellte und bis zum 24 Junius verzögerte Staatsunterhandlung in Berlin, hegen wir, wie ich merke, gleichfalls zwo ganz widersprechende Meinungen. Sie glauben, daß Oesterreich dadurch Zeit zu gewinnen suchte, sich indeß, nach Herzenswunsch, in Bayern auszubreiten, die Verschanzungen an den Gränzen zu Stande zu bringen, die Truppen aus Gallizien, den Niederlanden und übrigen Erbstaaten mit größter Sicherheit an sich zu ziehen, damit diese beyher, wider die bisherige Gewohnheit, als sehr rüstige Krieger vor den Augen von Europa erscheinen konnten. Wir glauben anderst. Wir sind fest überzeugt, daß eben die Vorsicht, sich, auf alle Fälle, in Bereitschaft zu setzen, und Dem, Der uns vielleicht mit einem zahlreichen Gefolge einen überraschenden Besuch zugedacht hatte, so viel Männer, als nöthig schienen, die Honneurs vom Hause zu machen, entgegen zu schicken, damit er nach Würde empfangen und bedient werden möchte — der einzige Beweggrund war, warum Friedrich Seine gewohnte diktatorische Sprache verändert, zur Mässigung umgestimmt, und zu einer verzögernden zeitgewinnenden Unterhandlung so lange die Hand bot, bis Er sich im Stande sah, Sein

Lieblingsspiel anfangen zu können. Daß wir mit diesem Glauben, dieser Uiberzeugung nicht irren, hat vermuthlich der hellsehendere Theil von Europa, der durch die blauen Dünste sich nicht verblenden läßt, schon lange zu unserm Vortheil entscheiden.

Eben dieser Wachsamkeit und dieser Ursache wegen, konnte freylich der preußische Operationsplan vom Jahr 1778 jenem von 1757 nicht ähnlich bleiben, so sehr er's allenfalls im Entwurf gewesen seyn mag, und so wollen wir Ihnen denn, aus Gefälligkeit, glauben, daß Friedrich diesmal nichts weiter suchte, als Oesterreich in Schranken zu erhalten, daß Er, wie Sie sagen, schlechterdings nicht Willens gewesen, auf irgend einer Seite mit einer Art von Uiberlegenheit und Uibergewicht zu agiren. Nur eine Frage: Können Sie wohl im Ernste behaupten wollen, daß Er, wenn die Gränzen weniger bedeckt gewesen wären, eben so gehandelt, gar nirgends mit Uiberlegenheit und Uibergewicht agirt haben, und folglich, wegen Seiner Liebe zum Frieden, den Prozeß kürzer gemacht haben würden? Wenn Sie diese Behauptung zu wagen, und Ihn, mit Seinen gesunden grossen Augen, für so kurzsichtig zu erklären sich getrauen, so will ich von meiner Uiberzeugung zu Ihrer Meinung übergehen.

Es habe nun von uns beyden Recht, wer da will; so war das panische Schrecken der Uiberraschung, das gerühmte Ascendant der Preussen

sen diesmal auf die Oesterreicher doch nicht so wirkend, als Sie die Welt überreden wollen; und es ist und bleibt unentschieden, ob der Feldherr, der es ehedem allein mit Oesterreich, Frankreich, Rußland, Schweden, Sachsen, und dem römischen Reiche zugleich aufgenommen, diesmal mit Oesterreich allein nicht genug zu thun gehabt, mit einem Wort, wer von beiden die Zeche bezahlt haben würde, wenn es Ihm gefallen hätte, mit Uiberlegenheit und Uibergewicht agiren zu wollen.

Gut, daß Sie selbst eingestehen, welch eine eitle Prahlerey es seyn würde, über ein Non ens zu zanken, und ich meinerseits mache also diesem Wortwechsel mit Vergnügen ein Ende.

Sechster Brief.

Allerdings war die österreichische Kriegsart des lezten Feldzuges zweckmäßiger Plan — Troz der entgegengesezten Endzwecke. Oesterreichs Endzweck war, bekanntermassen, die Preussen und Sachsen, welche mit mehr als 200,000 Mann die Gränzen überschritten und tiefer in Böhmen einzudringen im Sinne hatten, zurük zu halten, ihr Vordringen zu erschweren, zu vereiteln; und beide — ohne Feldschlacht — zum Rückzug zu zwingen. Diesen Zweck hat es erreicht; und wenn Theresia, statt Ihrer gerechten grössern Anforderungen, nur mit dem kleinern sogenannten

Innviertel sich begnügte; so hat Deutschland den so bald zu Standen gekommen Frieden Ihrer weltbekannten Menschenliebe, der Güte Ihres Herzens, aber warlich nicht dem Ascendant der Preussen über die Oesterreicher zu verdanken.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß auch ein zweiter und dritter Feldzug eben so fruchtlos für Preussen und Sachsen, als die erste Kampagne hätte ablaufen können; daß beide Heere wieder eben so unthätig hätten stehen bleiben müssen, es sey denn, sie hätten sich vorsezlich aufopfern wollen; daß der von langer Hand her gegründete Ruhm des nordischen Alexandes durch die Versuche des jungen noch unerfahrnen Feldherrn Josephs, wo nicht gar gemindert, wenigstens geläutert hätte werden können. Wer kann mit Gewißheit Nein dazu sagen? Aber daß die Kriegsart, welche Oesterreich in diesem Feldzug wählte, für Josephs Ruhm, und selbst für die kommandirenden Feldherren, unter allen möglichen, die es nur wählen konnte, die zwekmäßigste gewesen, ist eine offenbare hämische Verläumdung. Sie war die zwekmäßigste, nicht, weil man keine andere wählen konnte, sondern blos darum, weil mann keine andere wählen wollte; kurz — weil die Friedensliebe Theresiens diese Kriegsart gleichsam vorschrieb.

Soviel ist unstreitig — auch wenn es alle Preussen und Preußischgesinnte auf Erden läugnen wollten — daß Friedrich, bey Erhebung seiner

ner Zweifel, Bedenklichkeiten und Widersprüche wegen der bayerischen Erbfolge, selbst bey Eröffnung des Feldzugs auf eine allzukräftige Mithülfe seines Vorhabens, nemlich auf das göttliche Herz Theresiens, auf Ihre Liebe zum Frieden, auf Ihre beyspiellose Grosmuth mitgerechnet hat. Er kannte Sie; er wußte, welches Gefühl ein Länderzwist in Ihr erregen, welchen Jammer ein Krieg Ihrer Seele verursachen würde. Er baute darauf, daß Sie eher Ihren Gerechtsamen entsagen, als das Blut Ihrer und fremder Völker fliessen sehen, daß Sie unabläßig an einer gütlichen Vereinigung arbeiten, immer die Hand zum Frieden bieten, und selbst Ihren Herrschaaren und Häuptern derselben solche Verhaltungsbefehle geben würde, die alle weitere Entzündung des Kriegsfeuers, alle grössere Verbitterung, alle Erschwerung der Wiedervereinigung und der Ruhe Deutschlands hemmen, folglich den Frieden beschleunigen würde. Ich bin von dieser wahren, heiligen Gewisheit so ganz erfüllt, daß ich dem grossen erhabenen Friedrich von Preussen sicher zutraue, er würde es nicht unter Seiner königlichen Würde schätzen, diese Frage selbst zu bejahren.

Der mühsame Marsch der Preussen von Welsdorf nach Burkersdorf, wo sie sich mit unbeschwerlicher Anstrengung durch die beschwerlichsten Defileen durchzwingen mußten, und die Oesterreicher sie so ruhig ziehen liessen, daß

sie nicht Ursache hatten, einen einzigen Schuß zu thun — war der etwa kein Beweis, daß ihnen Theresia, so zu sagen, einen sichern Geleitsbrief gegeben hatte? Hätten Sie nicht Lust, die Welt bereden zu wollen, daß die neuen Oesterreicher durch einen Schlagfluß am Verstande und am Muth damals gelähmt waren? Und dis müßten sie doch gewesen seyn, wenn sie nicht hätten wissen sollen, was der mindeste Anfänger weis, der nur das ABC der Kriegskunst gelernt hat, daß ein rükgängiges Heer immer in Desavantage sich befindet, besonders, wenn es enge und beschwerliche Defileen paßiren muß. Eine so unverzeihliche Nachläßigkeit würde den Oestreichern einen unauslöschlichen Schandfleck zugezogen haben, der zugleich auf die Preussen zurükgefallen wäre, weil es ihnen eben so tiefe Unehre gebracht haben würde, vor solchen unwissenden unerfahrnen und muthlosen Gegnern das Feld zu räumen, und nicht vielmehr ihre ganze Macht über und über zu werfen.

Hat man denn aber nicht von Wien aus es der Welt öffentlich gesagt, daß es Staatsursachen waren, weswegen die österreichischen Befehlshaber sich enthielten, die Preussen auf diesem Zuge zu drücken, und zu beunruhigen? Weisen Sie, mein Herr! nur irgend eine Zeile von preußischen Relationen auf, worinn dieses Vorgeben widersprochen worden! Sie allein sollten davon nichts gehört, nichts gelesen haben?

Und

Und waren diese Staatsursachen etwa ein Geheimniß? Wußten Sie im Ernste nichts davon? Nun, so will ich sie Ihnen entdecken. Die menschenliebende Kaiserinn Königinn hatte den Freyherrn von Thugut mit einem eigenhändigen Schreiben vom 12. Julius und einer eigenhändigen Vollmacht an den König von Preussen gesandt, um Friedensvorschläge zu machen, wozu Sie, von der ersten Stunde des Zwistes an, die Hände bot. Der König antwortete, daß er Seine Kabinetsminister wollte kommen lassen, um das angefangene Werk zu vollbringen; ersuchte auch mündlich den Freyherrn von Thugut, nach Wien zu reisen, um nähere Instruktionen und Erläuterungen einzuhohlen, damit man das Nöthige auf einer Landkarte aufzeichnen könne, und der König gab ihm ein eigenhändiges Schreiben mit. Den 1. August beantwortete die Kaiserinn Königin den preussischen Vergleichsplan vom 22. Julius eigenhändig dahin: „Des Königs Anträge veränderten zu Ihrem Leidwesen den „Stand der Sachen dergestalt, daß Sie nicht „gleich Ihre Meinung darüber sagen könne, „sondern erst mit dem Kaiser Rücksprache „halten müsse, welches aber bald möglichst geschehen solle.“ Den 6. August schrieb Maria Theresia abermal an Friedrich: „Sie habe dem Baron Thugut aufgetragen, „eine Gegenproposition zu thun, wodurch dem

„ver:

„ verderblichen Kriege mit einemmal ein Ende „ gemacht werden könne.“ Beiderseitige Minister traten also den 13ten August im Kloster Braunau in Böhmen in Konferenz, welche bis zum 17ten dauerte. Diese Zwischenzeit, (nämlich den 14 und 15. August,) nützte der König, aus einem Lager zu kommen, worinn es ihm bald an allem zu fehlen anfieng, und welches Er ausserdem nie, ohne grossen Verlust, würde haben verlassen können. Die Oesterreicher, welche gemessene Befehle hatten, die Unterhandlungen durch keine Thätlichkeiten zu stören, liessen Friedrichs Heer also im Frieden ziehen. Als er aus dieser mißlichen Lage sich heraus gewunden hatten, foderte er seine Minister von Braunau wieder ab, unter dem Vorwande: „ daß man in den beiderseitigen Grund„ sätzen noch zu weit von einander entfernt sey, „ als daß etwas fruchtbarliches heraus kommen „ könnte.“ Und worinn bestand wohl die letzte Proposition Theresiens, die eine solche Abweisung verdiente? „ Sie wolle, aus Liebe „ zum Frieden, die Konvention vom 3. Jänner „ völlig aufheben, und Alles in Besitz „ genommene, wieder zurück stellen, wenn Preus„ sen, bey eröfneter Erbfolge der Anspach- und „ Bayreuthischen Lande, selbe einem nachgebohr„ nen Prinzen zukommen lassen wollte.“ — Für Bayern, dessen Sache zu vertreten, Friedrich das Schwerd gezückt hatte, würde dieses

Aner-

Anerbieten Theresiens gleichwohl vortheilhafter gewesen seyn, als der nachher durch den Teschnerfrieden erfolgte Verlust des Innviertels, in dessen Abtrettung an Oesterreich sein gekrönter Sachwalter willigte, sobald es mit der Primogenitur wegen den Anspach- und Bayreuthischen Landen seine Richtigkeit hatte — obwohl er nichts für Sich begehrte.

Diesen und mehr ähnlichen unläugbaren Thatsachen ist es zuzuschreiben, warum die neuen Josephskrieger manche schöne Anläße, wo sie wirkliche Proben ihrer Tapferkeit hätten geben können, ungenützt vorbeygehen lassen mußten, weil ihnen, ihren Anführern und gewissermassen, dem Monarchen Selbst — der von der Ehrfurcht und Liebe gegen Seine grosse Mutter stets die rührendsten Beweise ablegte — die Hände gebunden waren; Deswegen waren die Verschanzung des Lagers, die Kette von Feldbefestigung, die unterlassenen Angriffe, die Kaltblütigkeit beym Rückmarsch der Preussen von Welsdorf nach Burkersdorf, die Verhinderung, oder besser zu sagen, Unmöglichmachung einer Hauptschlacht, kurz, die Vermeidung alles dessen, was das schon lodernde Kriegsfeuer in stärkere Flammen blasen konnte — Zweckmäßiger Plan! Wäre er dies nicht gewesen, was hätte Joseph, da Seine Heere früher in Bereitschaft standen, als Friedrichs

Armeen,

Armeen, abgehalten, das Prävenire zu spielen, in Sachsen und Schlesien einzudringen, und den Schauplatz des Krieges dorthin zu verlegen? Es war also kein Wunder, wenn bey so gestalten Sachen, so mancher der Seinen ausrief: Dürften wir nur! und dieser Ausruf war warlich weder Hirngespinnst noch enthusiastischer Unsinn, wofür Sie, mein Herr, ihn zu erklären, die Güte hatten.

Siebenter Brief.

Wir sind bisher mit Ihrem Pinsel, mit Ihrer Methode, zu schildern, mit Ihrer Manier der Farbengebung zu gut bekannt geworden, als daß uns das Bild, was Sie in Ihrem neunten Briefe von Josephs Reformation aufzustellen belieben, — so krell es immer ist, so sichtbar auch Licht und Schatten fast durchaus gerade am verkehrten Ort angebracht sind — in besondere Verwunderung setzen sollte. (Es wäre thöricht, wenn ich von einem Krämer, der blos mit Ratzengift handelt, begehren würde, daß er mir Zucker verkaufen solle.) Ich werde also, mit möglichster Kaltblütigkeit, fortfahren, hie und da eine Parthie von Ihrem saubern Tableau etwas näher zu betrachten, um den Geist seines Meisters noch besser kennen zu lernen.

„Das Bild von Gellerts Amtmann (sagen „Sie,) mußte Ihnen, durch die Association der

„Ideen

„ Ideen einfallen, als Sie den natürlichen Er-
„ folgen nachdachten, die unsere etwas rasche
„ Reformation des durch Machtsprüche von sei-
„ nen bisherigen Ober- und Unterhirten zurück
„ gescheuchten Volkes, nach der Analogie der
„ Dinge, hervorbringen mußte" — weil er sei-
nen Pfarrer mit der Anrede: Ihr Ochsen, die
Ihr alle seyd! und mit dem Stock in der Hand
installirte. Nachdem Sie von diesem Amtmann
angeführt haben, was in Ihren Kram taugt,
(nämlich, dem Volke glauben zu machen, daß
Joseph Seine Verfügungen, denen er doch die
einleuchtendsten triftigsten Beweggründe an die
Stirne setzt, mit nichts, als mit einem Tel est
notre bon plaisir rechtfertigen könne) so setzen
Sie, um, wie Sie sich ausdrücken, ein Bey-
spiel vom höhern Stande zu haben, den ägyp-
tischen König Bochoris an dessen Stelle der durch
den Einfall, den bekannten heiligen Ochsen auf
immer um sein Ansehen zu bringen, auf immer
dar um die Liebe des Volks gebracht wurde.
Sie führen an, daß, je gewaltsamer die Versu-
che waren, Aegyptens Apis zu zerstören, je mehr
Tempel habe ihm das Volk in seinem Herzen ge-
baut, je länger habe er sich erhalten, bis er end-
lich, ohne weiter Hülfe des Staatsarms, durch
die überhandnehmende Aufklärung von selbst
fiel. Sie würzen diese Erzählung mit der versteckten
Moral, daß man besser thäte, es der Zeit zu
überlassen, die Begriffe des Volkes zu läutern,

mithin

mithin alle Reformationen gänlich zu unterlassen, und geben zugleich mir selbst den stärksten Beweis wider Sie in die Hand, daß Sie nemlich — Sachwalter der Anhänger und Verehrer des Apis sind.

Wenn denn nun aber ein Regent offenbar einsieht, daß der Gegenstand der Volksverehrung nichts mehr und nichts weniger, als ein Ochse ist; ist es denn wirklich so ein grosser Fehler, wenn er die Menschen durch allerley abzweckende Anstalten etwas früher zur Vernunft bringen will, als es etwa die Zeit gethan haben würde? Verdient er deswegen, wie Bochoris, die Liebe des Volks auf immer zu verlieren? Verdient er nicht um so eher geliebt und verehrt zu werden?

Ja, sagen Sie bald darauf: „Aegyptens „Apis stürzte von seiner Höhe herab, und mit „ihm fiel Macht und Ansehen seiner Priester. „Mit ihm giengen die bis dahin gewöhnlichen „heiligen Wallfahrten und Prozessionen, die „Geisselung in den Tempeln, die mancherley „Bruderschaften der Eingeweihten, der manig„faltige Kirchenluxus, der übermässige Aufwand „des Balsamirens, so manche brillante Neben„werke einer dem Wesentlichen nach vielleicht bes„sern Religion, als wir glauben, zu Grunde." Hätte ich doch nim̃er gedacht, daß Sie selbst mir den Kampf wider Sie, durch die dienlichsten Waffen, so sehr erleichtern würden! Dies ist es eben, daß mit jedem Götzen, den man umstürzt, auch Macht

und Ansehen seiner Priester fällt, fallen muß. Das Geschrey darüber entsteht mehr von ihnen, als vom Volke; ihr Wehklagen ertönt nicht wegen dem Sturz des gehörnten Schutzgottes, sondern wegen dem unmittelbar damit verbundenen Fall ihrer Macht, ihres Ansehens. Aber soll man die Ochsen um deswillen ferner auf den Altären zur Verehrung stehen lassen, weil ihre Diener sich besser mästen können, wenn das Volk dumm bleibt? —

Sie sagen ferner, daß zwar der Aberglaube sammt dem ganzen Gefolge der ihm verwandten Chimären mit Aegyptens Schutzgott zu Grabe gieng; daß tausend heidnische Vorurtheile von selbst von den Ufern des Nils wichen, um vielleicht tausend andern Vorurtheilen den Christen den Platz zu überlassen; aber sie seyen nicht der Gewalt der Regenten, sondern einem andern Lichte gewichen, welches über Aegyptens Horizont aufgieng rc. rc. mit dem Beysatz: daß ein Reformationsgebäude nur vermittelst vorhergehender Aufklärung des Volks einen soliden Grund, folglich Festigkeit und Dauer gegen alle Stürme der Zukunft erlangt. Immer besser! Hat denn nicht Joseph, noch bevor Er die Reformation begann, die Denk- und Preßfreyheit in der nemlichen Absicht erweitert? Warum lärmen denn die meisten hochwürdigen Herren so darüber? O der gründlichen Logik, die folgenden Schluß machen lehrt: „Die Gewalt der Regenten ist nicht

„ vermö-

„vermögend, die Vorurtheile zu vertilgen, son„dern nur das Licht der Vernunft! ohne Auf„klärung des Volks gedeiht keine Reformation! „Aber — man soll nicht aufklären, um nicht „reformiren zu können!!!" Haben Sie etwas anders dargethan? Ist dies nicht das Resultat Ihrer Einwürfe?

Ein anderer würde vielleicht Ihrer Schilderung eines reformirenden Regenten, die Sie S. 199. u. s. f. machen, eine blosse Verachtung entgegen setzen, und sie, ihrer Häßlichkeit wegen, kaum berühren; ich, der ich nun schon einmal den Beruf zu haben glaube, Sie völlig zu entlarven, will sie erst in ihrer ganzen Mißgestalt, als das Muster Ihrer Denkungsart, als den Abdruck Ihrer Seele und Ihres Herzens, zum allgemeinen Abscheu darstellen, sodann aber — prüfen. Hier stehen also Ihre eigenen Worte:

„Nichts ist einem Regenten leichter — wenn „Willen und Macht im gleichen Verhältnisse ste„hen — als wie, wo und so oft er will, zu „reformiren; nichts so leicht, als einige tausend „fette Derwische, auch ausser der Fastenzeit, „mager zu machen, und eben so viele mit ih„nen verschwisterte Vestalinen der Welt wie„der zu geben, der sie größtentheils nicht mehr „nützen können, weil die Reize ihrer Jugend schon „zwischen heiligen Mauern verwelkt sind. Wer „wird es ihm wehren, dem Regenten, wann und „wie viel er Klöster in Paläste der Grossen, in

„Maga-

„ Magazine, Kasernen u. s. w. verwandeln, und „ ihre Güter zu selbstbeliebigen Endzwecken ver„ wenden, oder dem Fiskus überlassen will? „ Nicht blos gottesdienstliche Handlungen und ihre „ Einrichtungen, selbst die Lehrbegriffe der Re„ ligion, in ihrem weitesten Umfange, stehen in „ seiner Gewalt: was er will, darf, oder darf „ nicht auf Schulen gelehrt, von Kathedern oder „ Kanzeln gesagt werden: was er erlaubt, wird „ zum Wesentlichen der Religion, was, und „ wie viel er aber davon aufzuheben für gut be„ findet, blos zur Disciplin, unter die Nebendinge „ und Adiaphora gezählt werden. Wer will ihm „ die Gränzlinie bezeichnen? Wer darf dem „ widersprechen, dessen Winke sogleich Hundert„ tausende zu vollstrecken bereit sind? Gewiß, „ es ist eitle Täuschung und Spielwerk, wenn sich „ das Volk oder das Priesterthum einbildet, un„ ter einem souverainen Reformator noch ei„ genen Willen und Stimme zu haben." rc. rc.

Verzeihen Sie mir, m. H., daß ich, durch Ihren eigenen Mund, mit Ihnen reden, und Ihnen hier das nemliche sagen muß, was Sie Ihrem Gegner S. 19 u. 20 sagten. Ich wünschte ebenfalls genauer zu wissen, wo wir zur Schilderung Ihres reformirenden Regenten das Original auffinden sollen?

Der Mann im Monde kann es doch nicht seyn: denn wozu hätten Sie seine schiefen Attribute mit so grosser Schrift so auffallend ausgezeichnet?

zeichnet? Aber auch hier ist es nicht schwer, Oedipus zu seyn; die Beziehung liegt vor allen Augen. Ueberlesen Sie diese mit Bonzengift versetzte Stelle noch einmal, und wenn Sie nicht schamroth darüber werden; so ist es so gewiß, als zweymal Zwey, Vier macht, daß Molina Ihr Lehrmeister war; so sind Sie sein würdigster Zögling, so ruht sein Geist zwiefach auf Ihnen.

O des Gleißners! der die Mine eines Protestanten annimmt, um seinen Haß wider heilsame katholische Reformen unter dieser Larve desto freyer und zügelloser ausgiessen zu können; der, indem er seine schwarze Absicht, gegen alles was gut ist, auszuführen sucht, zugleich eine andere Religionspartheyy, (die noch nie des Schutzes, denn ihr katholische Staaten gewährten, sich auf irgend eine Art unwürdig machte,) verhaßt und verdächtig machen will; der die triftigsten Gründe zu der so lange gewünschten Reformation geflissentlich verkennt, ignorirt, dem Regenten ganz andere Absichten, als er wirklich hat, andichtet, und falsche Muthmassungen der Wahrheit entgegen setzt.

Die Lehrbegriffe der Religion nämlich die wahren — wodurch wurden sie angetastet, wodurch verletzt? Wo ist etwas Wesentliches der Religion unter die Nebendinge gezählt worden? Wo sind die Beweise? Hätten Sie wohl Lust, behaupten zu wollen,

daß

daß durch Aufhebung der Mönchsstudien die wahren Lehrbegriffe der Religion verletzt worden? Da Sie, unter dem Mantel der Anonymität, unter der Maske eines Protestanten, unter der Hülle eines preussischen Patrioten, sich so viele Ausfälle gegen Josephs Anordnungen erlaubten; warum wagten Sie es nicht auch, Ihm die Gränzlinie zu bezeichnen? Ihm zu zeigen, was er thun, Ihn zu belehren, was er unterlassen soll? Warum tadeln Sie specielle Fakta nur so überhaupt?

Der souveraine Reformator, wo, wie Sie anführen, das Priesterthum keinen eignen Willen hat, ist Ihnen ein Dorn in den Augen. Sie sagen, reformirende Monarchen seyen stets gefährlich und den Rechten der Menschen nachtheilig gewesen. Nun frage ich Sie: Wer soll denn reformirten? Wer sonst, als Der, dem Gott und der Staat die Gewalt und das Recht dazu übertragen hat? Soll etwa Der reformiren und anordnen, der nicht befehlen kann, nicht darf? Dem man keinen Gehorsam, keine Unterwürfigkeit schuldig ist? Schöne herrliche Lehrsätze, die uns bereden wollen, daß ein Hausvater nicht das natürliche Recht hat, seinen Kindern, seinen Untergebenen zu gebieten, was sie thun, was sie lassen sollen. Sie stammen aus der Schule Jener, die von jeher bemüht waren, die Majestätsrechte zu usurpiren,

Unter:

Unterthanen gegen ihre Regenten aufzuhetzen, Meutereyen und Empörungen anzuzetteln: aus deren Mittel ein Holt, Walpood, Kampian, Oldecoen, Garnet, Guignard, Barode, Malagrida, Mathes und Alexander wären; die einen Barriere, Chatel, Ravaillac, Damien nebst mehr ähnlichen Scheusalen bildeten, und ihnen den Dolch gegen ihre Könige in die Hand gaben.

Wenn Friedrich der Zweyte, wie Sie sagen, es weder nöthig, noch Seinen Absichten gemäß findet, in Seinen Staaten Priester und Mönche zu reformiren; wenn Er alle Klöster Seines Landes von Mönchen und Nonnen vollgepfropft läßt; wenn er die ewig brennenden Lampen in den katholischen Kirchen ferner mit Oel füllen, die Anzahl der Messen vermehren, und die Gnadenbilder durch Wallfahrten in ihrer Wunderkraft läßt; wenn Er den mindesten steinernen Nepomuck in Schutz nimmt; folgt daraus, daß Joseph Unrecht hat, wenn Er Priester und Mönche reformirt, die Klöster von trägen und unnützen Mönchen, von abergläubischen Nonnen reinigt, ihre Güter administriren, und zum allgemeinen Besten, zur Bildung brauchbarer und vernünftigerer Seelsorger, zur Errichtung nützlicher Erziehungshäuser und Spitäler verwenden läßt? — Wenn es Friedrich Seiner Aufmerksamkeit nicht werth findet, in

welcher

welcher Verbindung die Ordensmänner mit ihren auswärtigen Generalen stehen; wenn durch die sogenannten Rechte des Pabstes die Seinigen nicht usurpirt werden; wenn die Dogmatik der Mönche, ihr kanonisches Recht, und all' ihre gewohnte alberne Gebräuche ihren gewöhnlichen Gang gehen; wenn Er ihnen ferner erlaubt, Palmen, Haber- Wetter- und Sterbekerzen, Holz, Wasser und was sie wollen, zu weihen; wenn Er nicht darnach fragt, wie viel Lukaszettel man den Kranken, statt der Arzney, zu fressen giebt, wie viel Karmeliterwasser getrunken wird, wie viel Kröpfe oder Halsgeschwüre durch Blasiuskerzen vertrieben werden; wenn man in Seinen Ländern, noch wie vor, mit Fahnen und Musik wallfahrtet; wenn daselbst die Brüderschaften noch alle in ihrem ehemaligen Flor sind; wenn jedermann seinen geweihten Gürtel, Strick oder Skapulier, kurz, sein geistliches Ordenskleid und Amulet von allen Farben tragen kann; wenn man sogar Sorge trägt, daß es den dortigen Katholiken nicht an heiligen Skeleten, Agnus Dei, allerley Reliquien und geweihten Babiolen fehlt — mit einem Worte — wenn es dem Könige von Preussen gleichgültig ist, ob Seine geduldete Katholische Unterthanen dumm oder venünftig sind; wenn es sogar, was ich nicht folgern

 will,

will, klar wäre, daß sie, nach Seinen Absichten, lieber dumm als vernünftig seyn sollen, um den Genossen der herrschenden protestantischen Religion eine gewisse Superiorität des Geistes zu versichern; ist Sein Betragen deshalb eine Richtschnur für unsern Monarchen? Soll Joseph deswegen in Seinen Staaten die häufigen Religionsmißbräuche ferner dauern, die unnützen und Staatsschädlichen Klostergemeinden ferner bestehen, und ihre widrigen Einflüsse noch länger verbreiten lassen, damit die hundertfach grössere Volksmenge der herrschenden Religion der kleinern Zahl der Geduldeten ein Gegenstand des Spottes und der Geringschäzung seyn möge?

Wenn es wirklich an dem wäre, wie Sie S. 207 sagen, daß nicht Religion, sondern gute Polizey und Gesetzgebung in jeder bürgerlichen Gesellschaft die eigentlichen Quellen des Glücks wären; warum tadeln Sie denn unsere Gesetzgebung, (die sich natürlich auch auf Abstellung der Mißbräuche und heilsame Anordnungen erstreckt) daß sie so sorgfältig ist, und durch nöthige längst gewünschte Reformationen das bürgerliche Wohl mehr zu erweitern und zu befestigen sucht? Doch, wie soll ich hoffen, einen Mann von der Güte der Josephinischen Anstalten zu überzeugen, der dem **Thierdienst**, den **heiligen Hühnern und Gänsen der Römer**, den **Schildkröten**

der

der Chineser ꝛc. das Wort redet; der also nicht vom Bessern überzeugt seyn will; der klar zu erkennen giebt, daß er mit allen Derwischen, Fakiren und Bonzen die Maxime gemein hat: „das Volk ehre einen Götzen, welchen „es wolle, wenn nur die Götzendiener „nicht dabey zu kurz kommen.“

Achter Brief.

Es fragt sich, ob ein Monarch, der etwas öffentlich, unter seinem Namen, versichert, oder ein ungenannter verläumderischer Tadler, der diese öffentliche Versicherung fast gerade zu widerspricht, bey der Welt mehr Glauben verdiene? Nicht, als wollte ich die Majestät, neben die schwarze Hülle eines Hypokriten, auf eine Wagschale legen, sondern um die Verwegenheit eines Menschen zu bezeichnen, der sich unterfängt, allbekannte Thatsachen zu läugnen, am hellen Mittage zu behaupten, daß es Nacht ist, und die heilige Versicherung eines Regenten für leeren Wortschall zu erklären.

So eine Frevelthat ist Ihre Beschuldigung, mein Herr! wenn Sie S. 212 u. s. w. sagen: „die Vortheile von gegenwärtigen Millionen „überwogen alle andere, die nur eine ungewisse

„ Zukunft versprach 2c. Um den König von
„ Preussen nicht nachzuahmen, und Epoche
„ zu machen, gieng man weiter, als er: hob die
„ Klöster gänzlich auf, gewann anstatt der Zinn-
„ sen das Kapital, und den Ruhm obendrein,
„ in dieser Art Einrichtungen selbst Original
„ zu seyn 2c. Es habe den Anschein, als ob
„ nur die fetten, bey ihrem kontemplati-
„ ven Leben wohlgemästeten Opferthiere dem
„ Herrn ein süsser Geruch wären: dagegen
„ man das viel häufigere Ungeziefer, das sich
„ unmittelbar vom Schweiß und Blute der Un-
„ terthanen nährte — **weil es nichts ein-
„ brachte** — Land und Städten, noch wie vor,
„ zu erhalten überließ 2c. Zu einem so falschen
„ Plan hätten, Gott weiß, was für schiefe Kö-
„ pfe, die mehr auf den Gewinnst, als
„ die Moralität der Handlung sahen,
„ gerathen 2c. Luther habe die Einziehung
„ der Klostergüter nur erlaubt und angerathen;
„ Joseph hingegen es befohlen, und für
„ Sich selbst, oder den Staat, — welches
„ in Praxi ziemlich auf eines hinaus läuft —
„ eingezogen 2c.

Wer sieht nicht, aus all' diesen angeführten Stellen, sonnenklar, daß Sie, mein Herr, sich erfrechen, alle Welt bereden zu wollen: „daß
„ nur der Eigennutz die Reformationen Jo-
„ sephs veranlaßt habe; daß Er die Reve-
„ nüen der eingezogenen Klöster für Sich,

und

„ und nur den Ueberschluß zu jenen Absich-
„ ten verwende, die in Seinem Namen in öf-
„ fentlichen Blättern bekannt gemacht worden “
Was soll ich, was konnte ich Ihnen hier-
auf sagen, wenn ich alles, was Sie über die-
sen Gegenstand so boshaft als verwegen hin-
schreiben, näher analysiren, oder wenn ich mich
ferner so sehr vergessen würde, die edelsten Ab-
sichten des **Ersten, Erhabensten und Gutgesinntesten der Menschen** gegen die Verläumdungen des Letzten, nämlich des Niedrigsten und Schlechtdenkendsten zu rechtferti-
gen, der oft durch drey bis vier Blätter die nemliche Reformation mit Galle begeifert, die er im folgenden als eine der größten Wohl-
thaten für die Menschheit anpreißt, um gleich darauf mit einem desto stärkern Schein von Unpartheilichkeit, wieder aufs neue darüber losziehen zu können.

Wie ich merke, so war es mir nicht mög-
lich, die zu Anfang versprochene Kaltblütigkeit beyzubehalten. Sie werden mir dies um so we-
niger verargern, da Sie in Ihren Briefen öfters bey Gegenständen im Feuer geriethen, die Ihnen im Grunde gewiß gleichgültig sind. Dafür will ich es itzt desto kürzer machen.

Auch das, was Sie über die erweiterte Censur- und Preßfreiheit sagen, ist

mit

mit der Ihnen eigenen Art von Persiflage geprägt. Sie selbst gestehen zu, daß diese beiden Mittel es allerdings sind, wodurch die Aufklärung — wenigstens nachgeholt und die ganze Nation auf eine höhere Stufe des Lichts erhoben werden könne; daß Österreichs Völker einst in dem Reformationswerke Josephs ihr Glück finden, und aus Ueberzeugung die neuen Grundsätze liebgewinnen werden. Indeß zweifeln Sie doch noch daran, weil Sie sich an den Ausspruch der Braminen halten: der Tag weis nicht, was die Nacht mit sich bringt. Sie zweifeln auch sowohl an den Folgen als an der Dauer dieser Freyheit. Sie sagen: „Wir haben, und haben sie nicht. Die Schriftstellerey wird „durch den Hof in der Art gelenkt, daß sie ihre „vornehmste Wirkung bey solchen Gegenständen „äussere, die zugleich das politische und „ökonomische Interesse der Regierung „befördern, und diese sind: 1) allgemeine Toleranz. 2) Einschränkung der Gewalt des „Pabstes, vornehmlich da, wo sie auf die Geldausgaben des Staats eine Beziehung hat, „Verminderung seines Ansehens, Schmälerung „seiner Revenüen. 3) Schwächung der „Einkünfte der Geistlichkeit; Herabwürdigung der Mönche, Darstellung ihrer Unbrauchbarkeit überhaupt, und gewisser Orden, „die die meisten liegende Gründe

haben,

„haben, insbesondere.“ Hier tummeln Sie sich auf ihrem gewöhnlichen Steckenpferde wieder gewalt herum; es heißt: Boßheit — denn nicht nur, daß Sie sogar in der Preßfreyheit eigennützige Absichten finden, so sagen Sie auch, daß in Ansehung des ersten Punkts, nämlich der Toleranz das Wenige, was geschrieben wird, seicht, unbedeutend, oder dergestalt auf erjesuitische Schrauben *) gestellt ist, daß es dem Nachfolger auf dem österreichischen Throne — wenn nicht Josephs Geist siebenfach auf ihm ruht — sehr leicht seyn dürfte, ungeachtet der herrlichen Duldungsgesetze, das Beyspiel des Widerrufs des Edikts von Nantes dermaleinst in seinen Staaten zu erneuern. Sie suchen den guten Protestanten den üblen Argwohn einzuflössen, daß auf Joseph ein Ferdinand folgen und sie eben so wieder zum Tempel hinaus jagen könnte, wie dieser sie duldete; daß sie gleichsam in Oesterreich zur Miethe wohnen, nur eine Interims-Herberge haben; Sie wollen deutlich dadurch verursachen, daß sie Oesterreich nie für ihr Vaterland ansehen sollen, und zeichnen sich dadurch als

*) Da müßten also in Oesterreich solche Schriften über die Toleranz erschienen seyn, die den Briefen aus Berlin auf ein Haar ähnlich wären.

als den verabscheuungswürdigsten Menschen, als einen Störer der öffentlichen Ruhe aus. Pfui der Autorschaft mit solchen Absichten!

Sey es, daß Sie Beziehungsweise Recht haben, nämlich daß Josephs Reformation, Censur- und Preßfreyheit, nebst allen übrigen Anstalten während Seiner Regierung, Eigennutz zum Grunde haben; so ist es doch kein anderer, als Eigennutz für das allgemeine Beßte, für das Wohl der gesammten kaiserlichen Erbstaaten, der löblichste, den irgend ein Herrscher auf Gottes Erdboden haben kann, aber kein solcher, wie Sie ihn schildern, kein blosser Geldgeitz, obwohl es immer in jedem Staate der eigentliche nervus rerum ist. Nach Ihrem Tadel zu urtheilen, so ist das Geld auch im Grunde die einzige Ursache, weswegen der Klerus so über die Reformen des Kaisers loszieht. Es ist klar, daß er zu der Aufhebung der Klostergemeinden und all' übrigem, was geschah, geschwiegen hätte, wenn nur das Geld in seinen Händen geblieben wäre. Das liebe Geld! Wie sehr doch selbst Menschen darnach geizen, die das Gelübde der Armuth geschworen haben! Wie sehr es diese Menschen dem allgemeinen Hausvater des Staats übel nehmen, daß er die todten Reichthümer zum Wohl der Menschheit ihren Klauen entreissen,

zum

zum Segen Seiner Länder verwenden, und denen wieder zufliessen lassen will, die sie erworben haben!

S. 255 sagen Sie nach der Ordnung der Dinge soll man die Menschen erst denken lehren, ehe man ihnen die Freyheit zu schreiben ertheilt. Verstehen Sie dies, wie es scheint, von Schriftstellern, so ist es lächerlich, weil ohnehin jeder, der da schreibt, ohne zu denken, ausgezischt wird. Hatten Sie hier aber das Volk im Gesicht; so frage ich Sie wodurch lehrt man es denken? Wer sonst, als der Schriftsteller soll diese wohlthätige Mühe über sich nehmen?

Ungeachtet Ihres Widerspruchs ist es doch richtig, daß die seit der Preßfreyheit erschienene kleine Schriften auf das Publikum einen grössern bleibenden Eindruck gemacht haben, als Sie, mein Herr, und so viele Jahresgleichen zugestehen wollen — mehr Eindruck, als Sie, sammt und besonders, gewünscht haben.

Die Beschuldigung, daß ein Theil der Wiener Schriftsteller vielleicht um Gunst, der andere um Brod geschrieben habe, ist falsch und hämisch, besonders in Ansehung der ersten. Der Hof, seiner guten Absichten bewußt, findet nicht nöthig, die Schriftsteller um deswillen vorzüglich zu begünstigen, weil sie die Wahrheit sagen. In dieser Rücksicht wäre es eher verzeihlich gewesen, wenn Sie gesagt hätten, daß die bessern

Schrift-

Schriftsteller der Nation zu wenig geschützt, geschätzt und aufgemuntert werden; und das österreichische Schriftstellerbrod ist so hart als irgend eines, denn die wenigsten erwerben so viel, daß sie sich Fleisch dazu kaufen können.

Also auch Josephs Preßfreyheit hat das Unglück, Ihnen zu mißfallen, und ist nach Ihrem Urtheil S. 260 nichts weniger als eine Wohlthat, die der allgemeine Zuruf der denkenden Menschheit feyert, denn sie hat, wie Sie auf der vorhergehenden Seite sagen, polemischen Unrath und Streitschriften hervorgepracht, durch deren Innhalt Väter gegen Kinder, Kinder gegen Väter gereizt, Bürger gegen Bürger aufgebracht, der Saame der Zwietracht allgemein ausgestreut und Toleranz und Menschenliebe erstickt werden. Mit diesem Raisonnement gleichen Sie, so wie fast mit allem übrigen, einer Spinne, die aus der nämlichen Blume Gift saugt, woraus die Biene Honig zieht. Bisher waren alle Unbefangene der Meinung, daß der Streit zwischen Wahrheit und Irrthum, der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, der Vernunft und der Aufklärung der Völker am zuträglichsten ist; und nun tretten Sie, im strengsten Autor — incognitio auf, lehren das Gegentheil, und erklären eine allgemein anerkannte wichtige Wahrheit für eine platte Lüge. Fluch dem Manne, der sich so was unterfängt!

Neunter Brief.

Ich habe, wie Sie wissen, gleich im ersten Brief gesagt, daß ich hauptsächlich nur Ihre Angriffe auf Josephs Verfügungen rügen werde, und kann daher so manches übergehen, oder andern, die Ihre Briefe zergliedern wollen, zur Nachlese überlassen, ohne den Verdacht auf mich zu wälzen, als wäre ich in dem, was ich unberührt lies, mit Ihnen einverstanden. Deswegen kann ich auch alles, was Sie wegen der neuern sogenannten Reformationsschriften, wegen den Revenüen des Pabstes, den päbstlichen Kanzleyregeln, Bullen, Breven, der Duldung der Juden, den Karakter der Wiener und Berliner, dem Wienertheater und andern ähnlichen Gegenständen anbringen, gelassen übersehen, und unerörtert lassen, ob Sie oder Ihr Gegner richtiger gerechnet oder geurtheilt haben, und werde daher, in diesem meinem letzten Brief an Sie, nur noch ein und anders in Anspruch nehmen.

Dacht' ich's doch, daß Ihre hie und da geäußerte kleine Ausfälle gegen die Jesuiten nichts weiter, als ein Blendangriff seyen, da Sie nachher, eben da, wo Sie sie anzuklagen scheinen, sehr sichtbar ihre Parthey nehmen, und den Staat auf kleinere Dinge aufmerksam machen wollen, damit er allenfalls die grössern aus der Acht lassen möge; deswegen

nennen Sie die Beschuldigungen vom Königsmorden, angezettelten Empörungen und Menteryen ꝛc. nur abgenützte Vorwürfe, und wollen lieber ihre schiefen Lehrmethoden, blaisirenden Grundsätze in Absicht des alten Systems und was damit in Verbindung steht, Preis geben. So giebt oft der Feind die Bagage Preis, damit die Truppen selbst — entwischen mögen.

Die Schrift belehrt uns, daß selbst der Vater der Lügen ächte Wahrheiten in der Absicht sagt, um sich Zutrauen zu erwerben, und seinen übrigen Teufelspredigten Glauben beyzumessen. Ich erkenne in Ihnen einen Gesellen, oder wenigstens fähigen Lehrling dieses saubern Patrons, wenn Sie S. 305 sagen: „Wäre diese Gesellschaft wirklich jene „**Pest der Staaten**, wofür man sie immer „und ewiglich ausschreyt, wenn sie wirklich den „Gift besäße, den man ihr Schuld giebt, so „zeigt es ja immer mehr Weisheit des Regenten an, die Glieder des reducirten Ordens auf „ein gewisses ihren Fähigkeiten entsprechendes „Fach einzuschränken, und sie dergestalt beysammen zu halten, daß sie der Aufseher im Auge „behalten kann, als durch ihre Anstellung in „Parochien, und Zerstreuung durch das ganze „Land, wo sie unter tausenderley Prometheusgestalten herumwandeln können, den Gift „gleichsam allgemein auszubreiten, und die „Werkzeuge der päbstlichen Kabalen

„in allen Ständen des bürgerlichen Lebens zu
„vervielfältigen. —“

Daß Sie Recht haben müssen! Daß doch diese Ihre einzige ächte Wahrheit dort Aufmerksamkeit erregte und Eindruck machte, wo — Sie es nicht wünschen, obwohl Sie's der Welt glauben machen wollen. Vielleicht bewirken Sie durch diesen Fingerzeig, daß man Ihnen doch wenigstens für eine Stelle Ihrer Briefe Dank sagen kann, obwohl sie nicht so gemeint, nicht in dieser Absicht hingeschrieben, sondern nur die Maske war, einen Vorwurf darunter zu verbergen.

Ich wünschte herzlich, Ihrer Vertheidigung des Kardinal Erzbischof von Wien unbedingt beypflichten, oder sie wenigstens eben so mit Stillschweigen übergehen zu können, wie mehr anderes. Aber — ich kann nicht! Uiberdies, so wird er durch Sie keineswegs gerechtfertigt, au contraire! Eine solche Vertheidigung macht eine üble Sache noch schlimmer. Kaum begreife ich, wie es zugieng, daß Sie diesmal Ihre allzeit dienstfertige Sophisterey, und Ihre Beschönigungskunst im Stiche lies. Ich selbst, obwohl ich überzeugt bin, daß dieser Oberhirte Wiens in Rücksicht dessen, was er seit der Regierung Josephs that und nicht that, sehr schwer zu entschuldigen ist, glaube dennoch, daß Sie — der Sie so mancher schlimmen Sache das Wort führten — mehr

als

als Sie thaten, zu seinem Vortheil hätten sagen können. Zwar ist es wohl begreiflich, warum Sie gerade hier an sich hielten: Sie wollten eine gewisse Muthmassung vermeiden — eine Muthmassung, die dem ungeachtet entstanden ist, entstehen mußte. Fragen Sie nicht, Warum: Ihre Briefe enthalten das Darum!

Zugegeben, ohne allen Vorbehalt, daß der Kardinal und Erzbischof Migazzi ein entschiedenes Verdienst um die österreichischen Staaten hat, zugegeben, daß er selbst um die Erziehung Josephs, wo er, (wie Sie sagen und ich keineswegs widerspreche) sich den jesuitischen Anlagen oft mit männlichem Muthe entgegen gestämmt, um den Anfang der Reformation in Oesterreich, um die Verminderung der Vorurtheile des Volks wegen Abschaffung ger Feyertage, um die bessere Bildung der Seelsorger ehedem verdient machte; ist dies ein Beweggrund, ihn zu vertheidigen, daß er nun von all' diesem das Gegentheil ist? Ist es nicht eine Ursache, ihn desto heftiger anzuklagen? Wär' er nicht eher zu entschuldigung, wenn er von jeher ultramontanische Grundsätze gehegt, von jeher Freund der Jesuiten, von jeher Feind der Aufklärung gewesen wäre? Da er nun aber das einmal war, was er seyn sollte; warum blieb' er's nicht? Ist die Wahrheit weniger wahr, das Gute minder gut, wenn nicht alle

Wünsche des Ehrgeizes und des Eigennutzes, befriedigt werden? Wenn der Oberhirt zweyer christlichen Heerden ein Wetterhahn ist; wer darf daran denken, von seinen Schaafen Einigkeit im Glauben, Standhaftigkeit im Guten, Beharrlichkeit bey der reinen Lehre zu verlangen?

Wie schlimm muß es um die Sache dieses Erzbischofs aussehen, da selbst Sie — **Sie**, der es zu versuchen sich getrauen würde, den Teufel und seinen Anhang für heilig auszugeben und in den Himmel hinein zu lügen — S. 320 selbst zugestehen müssen, daß er **ein Gegner der guten Sache** ist! Sie sagen zu seinem Behelf nichts weiter, als dies: „Hätte man den Plan der Reformation mit und „durch ihn ausgeführt; so würde er wahrscheinlich kein **Gegner**, sondern vielmehr „**Beförderer** der guten Sache, *) und

*) Hier erhasche ich so eben einen Vogel auf dem Neste, und zwar den Alten sammt den Jungen. Die Rede ist doch von Josephs Reformation? Von eben dieser, die der Kardinal Erzbischof, (weil er glaubt, daß sein Ansehen dabey verletzt worden) und mit ihm der ganze ihm anhängige Klerus, als unnütz, schädlich und gefährlich ausschreyt? Die, wenn man sie mit

„und in der Qualität eines Erzbi-
„schofs das beßte Werkzeug gewesen
„seyn. Jetzt ward er hintangesetzt, und
„mit Machtsprüchen behandelt. Wer kennt die
„Menschen nicht? Sie werden oft in dem Au-
„genblick, als sie glauben, daß man ihre
„Rechte und ihr Ansehen verletzt, die stärk-
„sten Widersacher in Dingen, die sie,
„unter andern Umständen, mit dem größ-
„ten Eifer würden betrieben haben: man
„nehme eine andere Wendung, — und
„man macht alles aus ihnen. - Der Souverain
„hat das freylich nicht nöthig: Sic volo, sic
„jubeo — und die Sache muß gehen, das ist wohl
„wahr; aber sie gedeihet auch darnach."

Wie

mit und durch ihn ausgeführt hätte, als gute Sache erkannt, von der er kein Gegner, sondern ein Beförderer geworden wäre? Die er, unter andern Umständen, mit dem größten Eifer würde betrieben haben? Zu der man ihn, durch eine andere Wendung — welche? daß läßt sich rathen! — noch bringen würde? — O Bravo! Bravo! An Ihnen, Herr Verfasser der Berliner Briefe, haben wir itzt das klare Beyspiel: daß der Teufel zuletzt seine eignen Partheygeher in den Koth wirft.

Wie wenig haben Sie in diesen Zeilen für — wie viel aber gegen den Kardinal Erzbischof gesagt! Ist dies nicht die unwiderlegbarste Bestättigung alles Dessen, was ihm bereits in mehrern öffentlichen Schriften, besonders in jener, über das Betragen der Bischöffe ꝛc. zur Last gelegt worden? Soll ich noch mehr hinzu setzen?

Da Sie, als Sein Sachwalter, schon so viel geduldig auf seine Rechnung setzen lassen; so hätten Sie auch den Vorwurf, wegen seiner beiden Bißthümer, ohne Murren annehmen sollen. Sie würden es auch wahrscheinlich gethan haben, wenn Sie nicht der Kitzel gestochen hätte, dem jetzigen Churfürsten und künftigen Erzbischof von Kölln, wegen dem Bißthum Münster eines anzuhängen. Merken Sie aber wohl, daß ein Unterschied zwischen einem regierenden Churfürsten, und einem blos weidenden Erzbischof ist; daß der erstere so gut mehrere Distrikte regieren und weiden darf und kann, als ein Monarch mehrere Reiche und Provinzen.

Zwar hat auch Migazzi von Rom aus das Dispensationsbreve wegen dem Bißthum Waizen erhalten — ein Umstand, den Sie, zu seiner Vertheidigung vergessen haben — aber sein Ansuchen war, so viel ich weis, mit folgenden zween nicht ganz Stichhaltenden Beweggründen begleitet: 1) habe er, während

seiner Gesandschaft in Spanien so viele Ausgaben gehabt, daß er sich von dem Wiener Erzbißthum allein nicht würde entschädigen können. 2) Sey er, von einem so lebhaften Eifer zu weiden beseelt, daß er glaube, beyde Bißthümer würden sich unter seinem Hirtenstab allein, besser befinden, als unter zweyen. Was der Kirchenrath von Trient, (das Steckenpferd Sr. Eminenz) dazu sagt, wissen wir. Und ob dies Vorgeben nicht die größte Beleidigung für andere Bischöffe in sich enthielt, weis ich auch nicht. Dies mögen Sie — mittelst einer Jesuiten Distinktion — auseinander setzen. — Aber Ihnen traue ich zu, daß Sie selbst einsehen werden, was ich Ihnen über so viel andere Gegenstände Ihrer Briefe noch hätte sagen können, und — in petto behalten habe. Leben Sie wohl, und **Gott verzeih Ihnen die Sünde, die sogenannten Briefe aus Berlin geschrieben zu haben!!!**

Nachricht

Nachricht
an das Publikum.

Ohne Zweifel hat jeder vernünftige Leser, der die berüchtigten Berliner Briefe und meine Beylage durchgedacht und geprüft hat, auch denken müssen, daß ich Gründe haben werde, um mit einer Art von Gewißheit sprechen zu können: der Verfasser derselben sey kein Berliner, kein wirklich preussischer Patriot, sondern ein verkappter einheimischer Widersacher der Reformen Josephs, der vielleicht von dem nämlichen Staate, den er so schändlich verräth, einen jährlichen Gehalt zieht; nicht wahr? Freylich hab' ich Gründe, und ich gestehe mit einem tiefen Herzensseufzer: ich wollte, ich hätte sie nicht!

Indeß bin ich schuldig, auch das Publikum damit bekannt zu machen, und es deshalb in kei-

ner Ungewißheit zu lassen, daß es selbst urtheilen könne: ob sie Gewicht und Wahrscheinlichkeit haben, meinen geäusserten Verdacht zu rechtfertigen.

Zu diesem Ende führe ich vor allen Dingen einen Umstand an, für dessen Gewißheit ich, im strengsten rechtlichen Verstande, zu haften mich anerbiete. Es ist nun eben ein Jahr, daß ich, gleichsam von ungefähr, folgende Entdeckung machte: ich glaubte damals Ursache zu haben, hie und da zu forschen, was wohl die Verfasser des Wahrmunds, die allbekanntermassen Wiener Exjesuiten sind, wieder unter der Mache haben möchten; denn ganz ruhig waren sie nie — selbst itzt, eilf Jahre nach ihrer Trennung sind sie's noch nicht. Obwohl diese Neugierde ohnehin für einen Mann, der aus Grundsätzen es nicht mit ihrer Parthey hält, natürlich war; so hatte ich noch überdies eine besondere Ursache dazu, die meine Leser, die an Privatsachen keinen Antheil nehmen können, nicht kümmern wird, und die ich deswegen hier verschweige.

Ein Mensch, der eigentlich als ein jesuitischer Skartekentrödler angesehen wer-

werden kann, der zwar gut genug seyn mag, ihre Geschäfte dieser Art zu besorgen, um seine Mäklerprocente zu verdienen, aber vielleicht nicht klug genug ist, so auf seiner Hut zu seyn, als es Exjesuiten selber sind — der in dieser Rücksicht von ihren Affairen wissen mußte, obwohl er mit dem Geiste derselben unbekannt seyn mochte; Dieser wars, den ich in einem hiesigen Buchhändlergewölbe, (welches ich erforderlichen Falls anzuzeigen bereit bin) weil er mich nicht kannte, nach und nach, so zu sagen, treuherzig machte, daß er mir, als ich auf etwas anderes rieth, das, meiner Vermuthung nach, ein Gegenstand der schwarzen Geschäfte seyn möchte, mit einer geheimnißvollen Mine ins Ohr raunte: **Nein! itzt sind sie über dem Friedel!**

Da dieser Autor mein Liebling nie war, (wie man es aus meinem ersten Briefe wahrgenommen haben wird;) so gestehe ich, daß mir diese Nachricht willkommen war. Indeß gieng ein Monat nach dem andern vorbey, und es erschien — nichts. Endlich vergaß ich die ganze Entdeckung, und dachte auch da noch nicht wieder daran, als mir die Briefe aus Berlin

unter

unter die Hände kamen — dachte so lange nicht wieder daran, bis ich, beym Durchlesen derselben, auf Stellen gerieth, die mir ein Licht anzündeten, und den Ausruf abnöthigten: das sind sie!

Und daß sie das sind, daß ich mich nicht irrte, bestättigte mir, nicht nur ihr giftiger Inhalt, sondern noch etwas anders. Man weis, daß in Rechtsfällen, wo der eine Theil seine Handschrift läugnet, eine Comparatio literarum angestellt wird, um die Aehnlichkeit der Züge zu finden, und darnach Recht sprechen zu können. Ich habe, nach dieser Vorschrift, eine Vergleichung der Schreibart, der Ausdrücke, der Wendungen angestellt, und ich fand mehr, als ich dachte, Auch hievon will ich, mit wenigen Worten, Rechenschaft geben.

Jesuiten waren es, die die Anmerkungen über Sonnenfelsens erste Vorlesung nach dem Tode Marien Theresiens, und die sogenannte Rechtfertigung derselben schrieben. In der letztern wurde, S. 104 unter andern, die Stelle aus einer seiner Schriften angepakt. „Man müsse für sein Va-

terland

„terland so partheyisch seyn, es physisch und „politisch für das Beste zu halten;“ in den Briefen S. 9. geschah es ebenfalls — und die gleiche, die nämliche Animosität gegen ihn, ist unläugbar.

Ein Exjesuite war's, der im vorigen Jahr, eben als, nach obiger Entdeckung, die Berliner Briefe in der Mache waren, die sogenannte unpartheyische Beleuchtung der Pseudo Ehrlichen Epistel an die dem ächten alten Glauben anhangende Heerde zu Wien, wegen ihres Oberhirten, unter dem Namen Joseph Wetzel schrieb, die hernach durch die Hände eines schielenden erzbischöflichen Werkzeuges einer alten hinkenden Freudenmacherinn, zur Beförderung des Drucks, übergeben wurde. Man lese sie noch einmal, und man wird zwischen dem Verfasser derselben und dem Verfasser der Berliner Briefe keinen Unterschied finden. Einerley Kraftwörter, einerley Methode zu persifliren, einerley Haß gegen Reformation und Aufklärung, einerley Lieblingsausdrücke, bezeichnen beide Stücke. In einem und dem andern wird Der ins Spiel gemengt, der Herzen und Nieren prüft. In einem wie im andern wird ausgerufen: Die Hand aufs Herz! — beweiset euren Satz! In einem wie im andern wird Tausend gegen Eins gewettet. In jedem kramt der Verfasser

seine

seine Kenntniß der griechischen Sprache und den Schriftstellern dieser Nation, aus. In jedem bemüht er sich, die Gefahr der Reformation und Aufklärung zu beweisen. Hiezu genommen die welschen Ausdrücke, die den Schriftstellern des übrigen Deutschlandes so fremd sind; die niedrigen hämischen Auspielungen auf die geringsten Wiener Privatanekdoten; den Ausdruck: des Armuths, der nur unter den Exjesuiten zu Hause ist; den Ruf des Nachtwächters: Alle meine Herren laßt euch sagen! der nur in Oesterreich — sonst nirgends — üblich ist; die übrigen Provinzialausdrücke; den durch und durch herrschenden Katholicismus, der keinem Protestanten auf Erden ähnlich sieht; Migazzi's Rechtfertigung, die keinem Ausländer nicht träumen würde — endlich die abgedrehte jesuitenmäßige Verstellungskunst — und man entscheide ob ich Unrecht habe, darauf zu leben und zu sterben, daß der Verfasser der Berliner Briefe ein Wiener, ein Exjesuite, und zwar jener ist, der die obeuerwähnte Beleuchtung geschrieben hat — der der Schandfleck seines Vaterlandes, der Abschaum der Menschen genennt zu werden verdint!!!

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

ge
[Hoff

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, Leopold Alois, / Pilati, Carlo Antonio, / Friedel, Johann,

Zehn Briefe aus Oesterreich an den Verfasser der Briefe aus Berlin

[Wien] 1784

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 4399
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11248486-7
VD18 10720065-004